

IMMANUEL KANT

Bemerkungen in den
»Beobachtungen
über das Gefühl des Schönen
und Erhabenen«

Neu herausgegeben und kommentiert von
Marie Rischmüller

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

FELIX MEINER VERLAG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0900-9

ISBN eBook: 978-3-7873-2538-2

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1991. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

EINLEITUNG

»im Aufschreiben aber wird Einheit erfordert, die uns gleichsam unterwegs aufstoßende Neben Gedanken merkt man am Rande an, und theilt sie nachher in ihre Fächer.« Kant, AA XXIV, 685

I. Die Gedanken, die Kant neben seinen »Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« von 1764 auf eigens eingefügten Blättern niederschrieb, sind Nebengedanken in allen Schattierungen der Wortbedeutung.

Beginnen wir mit dem, was sie nicht sind. Es sind keine Hauptgedanken: Sie sind nicht zur Veröffentlichung, nicht zum Zweck der Umarbeitung der »Beobachtungen«, nicht zur Vorbereitung einer bestimmten Publikation und nicht zu Vorlesungszwecken bestimmt gewesen. Sie kreisen nicht um ein einzelnes Thema, sie entwickeln keine sukzessive Argumentation, sie haben keine einheitliche Form, ja, sie sind nicht einmal alle ausformuliert, nicht einmal alle in derselben Sprache, nicht einmal alle Kants eigene Gedanken und manche sind nicht einmal Gedanken.

Wie lassen sich Nebengedanken positiv charakterisieren? Im allgemeinen verstehen wir darunter zweierlei: einmal den vom Hauptgedanken abschweifenden, aber auf ihn in vielerlei Hinsicht bezogenen Gedanken. Er kann als Zweifel, als Bestätigung, als Vergegenwärtigung zusätzlichen Materials oder als weiterführende Hypothese, als Analogie oder als systematisierendes Element für die Analyse des im Vordergrund stehenden Themas auftreten. Im Denkprozeß selbst läßt sich oft nicht unterscheiden, was Nebengedanke ist und was nicht; das entscheidet sich erst im Rede- und Schreibprozeß, in der Entwicklung eines Gedankens, eines Themas, eines systematischen Entwurfs, die dazu bestimmt sind, von anderen verstanden zu werden, sie zu überzeugen, sich mit ihren Gedanken auseinanderzusetzen. Der Nebengedanke in diesem rationalen Sinn zielt im Zusammenhang wissenschaftlicher oder alltäglicher Diskussion auf Erklärung, Interpretation und Erkenntnis.

In einer zweiten Bedeutung verstehen wir umgangssprachlich unter einem Nebengedanken die durch ein Wort, einen Satz oder ein Bild ausgelöste Assoziation im Zusammenhang persönlicher Wünsche, Ängste, Bedürfnisse und Idiosynkrasien.

In Kants Handexemplar trifft man auf Nebengedanken zu verschiedenen wissenschaftlichen und philosophischen Themen, auf Überlegungen zur ei-

genen Lebenspraxis und auf primär emotional geprägte Assoziationen zu beiden Bereichen, zur Philosophie und zum Alltagsleben.

Im Kontext seines ganzen Werks, der Druckschriften und des handschriftlichen Nachlasses, sind Kants »Bemerkungen« singular genau dieses Assoziationsnetzes wegen. Anders noch als in den verstreuten, zeitlich oft weit auseinanderliegenden Reflexionen in den Lehrbüchern von Meier, Achenwall und Baumgarten notiert Kant hier nicht nur einzelne Überlegungen zu speziellen Problemen, sondern offenbart Grundzüge seines Philosophierens und seiner Persönlichkeit. Aber er offenbart sich in sehr Kantischer Weise, nämlich versteckt, nicht ich- sondern sachbezogen. Es wäre irreführend, Kants »Bemerkungen« in seiner eigenen Schrift mit dem Etikett »wissenschaftliches Tagebuch« zu versehen, das B. Erdmann für die Notizen Kants in Exemplaren der von ihm gebrauchten Lehrbücher vorgeschlagen hat.¹ Anhaltspunkte für eine tagebuchähnliche Chronologie fehlen, und der äußere Befund des Manuskriptes schließt nicht aus, daß Kant die Hauptmasse der Reflexionen sogar innerhalb einer Woche niedergeschrieben hat. Auch von einem persönlichen Tagebuch kann nicht gesprochen werden, denn Kant hatte eine tiefverwurzelte Aversion gegen seelensezierende Introspektion, gegen die »Ausspähung« und »Abfassung einer inneren Geschichte des unwillkürlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle«.² Die »Königsberger Gelehrten und Politischen Zeitungen« rezensierten 1771 eine anonyme Schrift mit dem hübschen Titel, »Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst.«³ Die Selbstbeobachtung, schreibt Kant gegen diese Schrift in der »Anthropologie«, »welche den Stoff zum Tagebuch eines Beobachters seiner selbst abgiebt«, führe »leichtlich zu Schwärmerei und Wahnsinn«, zu »Illuminatism« und »Terrorism«.⁴

Während Montaigne dem 18. Jahrhundert als der Prototyp des »Egotisten-Philosophen« galt, der aus der Betrachtung des eigenen Ich in allen seinen Lebensäußerungen die ganze Welt zu erkennen sucht⁵, verkörpert Kant, der Montaignes mit Gelassenheit und nüchterner Aufgeklärtheit ge-

¹ Vgl. Erdmann, Reflexionen Kants zur kritischen Philosophie, Bd. I, 30.

² Anthropologie, AA VII, 133.

³ Königsbergische Gelehrte und Politische Zeitungen, 1771, 75. Stück, 297. Es ist dies Lavaters Tagebuch vom Januar 1769; vgl. Johann Caspar Lavaters ausgewählte Werke, hg. Ernst Staehelin, Zürich 1943, Bd. II, 30f.

⁴ Anthropologie, AA VII, 132f.

⁵ Vgl. Der Zuschauer, 562. Stück, 26ff.: »...so wie unfehlbar Montagne der ärgste Egotist gewesen, der auf dem Erdboden zu finden ist. Dieser poßierliche alte Gasconier hat alle seine Leibesgebrechen in seine Werke gewebet, und nachdem er von den Tugenden und Fehlern anderer Menschen geredet, sogleich der Welt ausschwatzen müssen, wie es mit ihm selbst in diesem Stücke stünde... Welch eine Abgeschmacktheit von Montagne, daß er uns sagt, er liebe den weißen Wein! was der Teufel liegt uns daran, daß wir wissen, was er liebet.«

troffenen Beobachtungen überaus schätzte und häufig übernahm, den Gentypus. Sein beobachtender Blick ist ein distanzierter, der sich auf die menschliche Natur im allgemeinen richtet. Das je eigentümliche und eigenliebige Ich, etwa das Autoren-Ich, hat zurückzutreten hinter der Sache, hinter der Verallgemeinerungsfähigkeit seiner Gedanken. Kant hält sich an den Ratschlag der Zeitschrift »Der Zuschauer«, in seinen Werken, »niemals von sich selbst zu reden«.⁶

Wenn Hamann die psychologische Analyse in den Romanen Richardsons und Rousseaus euphorisch mit den Worten begrüßt, daß »nichts als die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis . . . uns den Weg zur Vergötterung« bahnt⁷, so repliziert Kant, »daß man nicht viel erfreuliches zu finden vermuthet, wenn man die schwürige Höllenfarth zur Erkenntnis seiner selbst anstellen würde«.⁸ Selbst in den »Nebengedanken« Kants, diesem einmaligen Dokument seiner Arbeits- und Denkweise, seiner zentralen Gedankenmotive und psychischen Antriebskräfte, sind direkte Selbstaussagen äußerst spärlich vertreten⁹: »ich bin selbst aus Neigung ein Forscher . . . Rousseau hat mich zurechtgebracht . . .« – wir kennen diese Äußerungen, wir haben nach diesem Ich Kants gegriffen, wie nach dem festen Punkt, von dem aus Zugang zu seinem Werk zu gewinnen ist.

Man kann mit Recht an einer philosophiehistorischen Praxis zweifeln, die unter historistischem und psychologischem Einfluß dazu übergegangen ist, alles verfügbare schriftliche Material eines bedeutenden Autors dem von ihm autorisierten Werk gleichzustellen. In der harmlosen Version beinhaltet diese Praxis, daß die Erschließung der Quellen und des Entwicklungsgangs des Autors Kant beispielsweise das Verständnis der in der »Kritik der reinen Vernunft« vorgetragenen Ideen erleichtert. Minder harmlos beinhaltet sie, daß das Verständnis der Person und nicht die kritische Auseinandersetzung mit der vorgetragenen Theorie in den Vordergrund rückt. Dem voyeuristischen Blick erscheint dann jede Äußerung, jeder Brief, jede noch so flüchtige Notiz gleich bedeutsam für das philosophische Werk. Das sind jedoch abstrakte Erwägungen. Ebenso wie es ein Traum der Philosophie war, sich durch Verwirklichung ihrer Lehren selbst aufzuheben, so gab es den Traum von dem sich selbst erklärenden, seine Entstehung und Vorgeschichte in sich aufhebenden philosophischen Lehrbuch. In der Wirklichkeit philosophiegeschichtlicher Forschung sind wir darauf angewiesen, alles verfügbare Material zusammenzutragen und kommentierend, erläuternd und interpretierend

⁶ Der Zuschauer, 562. Stück, 28. Vgl. das Bacon-Motto der Kritik der reinen Vernunft: »De nobis ipsis silemus«.

⁷ Hamann in seiner Antwort auf Mendelssohns Rezension von Rousseaus »Nouvelle Héloïse« von 1762, zit. nach Hamann, Werke, ed. Nadler, Bd. II, 164.

⁸ Vgl. Anthropologie Philippi, p. 1.

⁹ Vgl. die in Anmerkung zu 113,26 mitgeteilte Liste.

auszuwerten. Insofern muß eine kursorische, abgebrochene Reflexion genauso getreu wiedergegeben werden wie der § 16 der transzendentalen Deduktion. Bei der Bereitstellung verlässlichen Materials oder ihrer Überprüfung wird der Philosophiehistoriker den Voyeur und Detektiv spielen müssen, inwiefern er es bleibt, hängt von der Form der Auswertung und Interpretation ab.

Mit dem vorliegenden Band wird der philosophischen Forschung umfangreiches und neues Material bereitgestellt, das dem Interpreten ermöglichen soll, den Verästelungen der Kantischen Assoziationen nachzugehen, je nach spezifischem Interpretationsbedürfnis. Ob er den ästhetischen, rechtsphilosophischen oder anthropologischen Überlegungen des Kant der 60er Jahre nachgehen will, oder ob er mehr an der Methode des Denkens, der Auseinandersetzung mit bestimmten Autoren interessiert ist oder an einem Psychogramm des »galanten Magisters« arbeitet, – all diesen Interpreten den Umgang mit Kants »Nebengedanken« zu erleichtern, ist das Ziel der Neu-edition.

Aber, so kann mit Lichtenberg angesichts der vielen, z. T. banalen Anmerkungen gefragt werden, »sind das nicht Subtilitäten, braucht man das zu wissen?«¹⁰ Und der Verfasser der »Sudelbücher«, deren Form den Kantischen »Nebengedanken« so verwandt ist, fährt fort: »Gerade an diesen simplen Fällen müssen wir die Operationen des Verstandes kennen lernen. Wollen wir dieses erst bei dem Zusammengesetzten tun, so ist alle Mühe vergebens. Diese leichten Dinge schwer zu finden, verrät keine geringen Fortschritte in der Philosophie. – Was aber das andere anbetrifft, so antworte ich: Nein! man braucht es nicht zu wissen; aber man braucht auch kein Philosoph zu sein.«¹¹

Der Fülle des Materials und der von Kant angesprochenen, aber selten argumentativ ausgeführten Probleme, dem Reichtum der mittelbaren und unmittelbaren Bezüge zur zeitgenössischen Diskussion und zu anderen philosophischen Texten und der Vielfalt der Verbindungslinien zum Werk des »kritischen« Kant, – all dem konnten die Anmerkungen in keinem Fall gerecht werden. Sie mußten beschränkt werden: Bis auf Einzelfälle ausgeschlossen wurden Hinweise auf die weitere Entwicklung von Kants Philosophie. Auf die in der bisherigen Sekundärliteratur erarbeiteten Quellenverweise und Interpretationen, insbesondere zu den rechtsphilosophischen und ästhetischen Themen, wird nur knapp verwiesen, auf eine paraphrasierende Wiedergabe aber in der Regel verzichtet. Bei allen als Zitat, Anspielung oder historisch-faktischen Hinweisen erkennbaren Notizen ist der Kommentar

¹⁰ Zitiert nach A. Schöne, Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik, S. 21 (K 65).

¹¹ Ebenda (L 974).

beim Nachweis der Quellen um Objektivität bemüht; die Subjektivität der Auswahl dessen, was dechiffriert und erläutert werden konnte, versteht sich von selbst. In Anbetracht des bunten Mosaiks, das Kant uns mit seinen »Bemerkungen« sehen läßt, erlaubt sich auch der Kommentar eine gewisse Farbigkeit.

II. Zur Jahreswende 1763/64 erschien Kants Schrift »Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« bei Kanter in Königsberg. Sie markiert zwar den Eintritt des »galanten Magisters« in die Welt des Geschmacks, ist aber im eigentlichen Sinn keine ästhetische Abhandlung. Die Schrift bezeichnet einen neuen Abschnitt in der Entwicklung der Kantischen Philosophie. Die Philosophie vom Himmel auf die Erde zu holen, heißt die Losung der sokratischen Wende Kants. Im Zusammenhang einer Auseinandersetzung mit dem englischen Empirismus von Hutcheson, Locke und Hume u. a. auf der einen Seite und der konzentrierten Rezeption des Rousseauschen Werks auf der anderen Seite wendet sich Kants Interesse von den kosmogonischen Spekulationen der 50er Jahre hin zum Problem der Stellung des Menschen in der Welt. Kant entdeckt plötzlich etwas, das »erhabener« ist als die »speculativischen Regeln«, mit denen er sich bisher befaßt hat: »das Bewußtsein eines Gefühls«, nämlich »das Gefühl von der Schönheit und Würde der menschlichen Natur«.¹² Kant beginnt mit dem moralischen Gefühl als ethischer und ästhetischer Basiskategorie zu experimentieren.¹³ So sehr er auch in der erkenntnistheoretischen Bewertung dieses Gefühls schwankt, so sehr treibt es ihn mit Rousseau zur Erforschung und Beobachtung der Natur des Menschen.

In der lockeren, theoretisch anspruchslosen Form der Moralischen Wochenschriften seiner Zeit¹⁴ teilt Kant dem Publikum auf eben die unterhaltungs-belehrende Weise seine erste Beobachtungen über die verschiedenen Gefühle der verschiedenen Menschen und Rassen mit. In das zweiteilige Schema des Schönen und Erhabenen ordnet er seine kleinen ästhetischen und moralischen Skizzen, Porträts temperamentbedingter Charaktere, Karikaturen zeitgenössischer Typen und Abziehbilder geschlechts- und rassenspezifischer Eigenschaften zu einem »Gemälde von prächtigem Ausdruck, wo mitten unter großer Mannigfaltigkeit Einheit hervorleuchtet, und das Ganze der moralischen Natur, Schönheit und Würde an sich zeigt«.¹⁵

Mit seiner die Fachwelt überraschenden Beobachtungsschrift lag Kant im

¹² Beobachtungen, AA II, 217.

¹³ Vgl. AA II, 298–300.

¹⁴ Vgl. die aufschlußreiche Standarduntersuchung von Martens, Die Botschaft der Tugend.

¹⁵ AA II, 227.

[1] Deckblatt Rückseite, gegenüber II 205

Die Kunst thöricht zu scheinen beym Manne und klug bey der Frau |

Ein Mensch kann auf den andern zweyerley vortheilhafte Rührung machen der | Achtung und der Liebe jene durch das Erhabene diese durch das Schöne. Das | Frauenzimmer vereinbart beyde. [Niemals ist ein] Diese zusammenge|setzte Empfindung ist der größte Eindruck der auf das menschliche ⁵| Hertz nur geschehen kann. Es können aber nur zwey matte Empfindungen | gleich stark seyn. Soll eine von beyden stark seyn so muß die andere | schwach seyn. Nun frage man sich welche von beyden man schwächen wolle. | Grundsätze sind von der größten Erhabenheit. z. E. die Selbstschätzung fodert | Aufopferung. *eg.* Ein Mann kann häßlich seyn eine witzige Frau nicht. ¹⁰|

Die *Coquette* überschreitet das Weibliche der rauhe *Pedant* das Männliche | Eine *prude* ist zu männlich und ein *petit maitre* zu weiblich. |

Es ist lächerlich daß ein Mann durch Verstand und große Verdiensten ein jung Frauenzimmer will verliebt machen. |

Die Verschiedenheit der Gmüther wie der Gesichter. Charaktere |

Parallele zwischen Gefühl und Vermögen ¹⁵|

Ein zärterer	Ein feinerer Geschmack
stumpferer	gröberer

<Die Theilnehmung an anderer natürlichem Unglück ist nicht nothwendig wohl aber an anderer erlittenen Ungerechtigkeit> |

Das Gefühl wovon ich handle ist so bewandt daß ich nicht brauche gelehrt | [zu vernünfteln] zu seyn um es zu empfinden. ²⁰|

1,6 Hertz] XX 3,5: Herz 9 von der größten Erhabenheit] ms: die größten Erhabenheit 14 Gmüther] Gemüther] XX 3,15: weiber 17 stumpferer] ms: stumpf gröberer] ms: gröber

Die zärtliche Liebe hat eine große Mischung von Achtung *etc.* |

Das Frauenzimmer verräth sich nicht leicht darum betrinkt es ⁴⁰ | sich nicht.
Weil es schwach ist so ist es schlau. |

In der Ehe Einheit nicht Einigkeit |

Die zärtliche Liebe ist auch von der ehelichen Liebe unterschieden |

◦ ◦ ◦ ◦ ◦ ◦

Titelblatt

II 205

[2] Vorderseite, oberer Rand

– *Quod petis in te est | nec te quaesi-* von der moralischen Wiedergeburt |
veris extra Persius | Was eine wahre oder eingebildete Be-
dürfnis | befriedigt ist nützlich |

mibi bonum |

unter »Beobachtungen«

Der erste Theil der Wissenschaft ⁵ |
ist zetetisch, der andere dogma-
tisch |

Die Begierden welche dem Men-
schen durch seine Natur | nothwen-
dig seyn sind natürliche Begierden. |

Der Mensch der keine andren Begierden und nicht in einem höheren Grad
hat als durch die natürlichen nothwendig ist | heißt der Mensch der Natur
und seine [Zufriedenheit] Fähigkeit durch das wenige befriedigt zu werden
ist ¹⁰ | Gnugsamkeit der Natur. |

Die Menge der Erkenntnisse und andren Vollkommenheit die zur Befriedi-
gung der Natur erfodert werden | ist die Einfalt der Natur. Der Mensch in

39 *etc.*] (fehlt in) XX 5,11 43 auch] ergänzt, Lücke im Papier ehelichen] ms: Ehe-
lichen? Ehrlichen? 44 ◦ ◦ ◦ ◦ ◦ ◦] (wegen Läsion des Randes unleserliche Zeile)
2,1 der] ms: die 2 *nec*] ms: *ne* 7 durch] durch? doch? 9 andren] XX 6,1: andere
höheren] XX 6,2: höhern 12 andren] XX 6,6: andre

Das feinere Gefühl ist das wo das idealische <nicht chimärische den vornehmsten Grund> | der Annehmlichkeit enthält |

Voltaire gewußt und ich hoffe <Warum die Weiber unter einander verlegen seyn> |

Dolce piccante Das angenehme Herbe |

Kühn <Der dreiste Zug den *Alexander* in den Kelch that war erhaben obzwar unbesonnen> ²⁵|

Die Pracht des Regenbogens der untergehenden Sonne |

Catons Tod. Aufopferung <Unsere jetzige Verfassung macht, daß die Weiber auch ohne Männer leben können welches alles verdirbt> |

wunderlich und seltsam |

Der Mächtige ist gütig. *Jonathan Wild*. |

Der muthige Jüngling. Tempel zu *Ephesus* ³⁰|

Die Frauen sind stark weil sie schwach seyn <ihr Muth> |

Die Mannspersohnen werden nach *Vapeurs* und hysterischen Zufällen locker. |

Hut unter den Armen |

<Selbstrache ist erhaben. Gewisse Laster sind erhaben. Meuchelmord ist feig und niederträchtig. Mancher hat nicht einmal Muth zu großen Lastern.> |

Liebe und Achtung ³⁵|

Die Geschlechterliebe setzt jederzeit die wollüstige Liebe | voraus entweder in der Empfindung oder der Erinnerung. |

Diese wollüstige Liebe ist auch entweder grob oder fein |

22 Annehmlichkeit] XX 4,4: Annahmlichkeit 23 gewußt] gewußt? Genuß? gewiß? /
(fehlt in) XX 4,5 31 stark] XX 5,1: starker 33 Armen] Armen? Armeen?

welchem so wohl Einfalt als Gnugsamkeit der Natur | angetroffen wird ist
der Mensch der Natur. |

Derjenige so mehr hat begehren lernen als was durch die Natur nothwendig
ist ist üppig. ¹⁵|

unter »Schönen und Erhabenen«

Die Bedürfnisse des Menschen der Natur sind [die Nothdurft] machen
ent |

Eine Ursache weswegen die Vorstellungen des Todes die | Wirkung nicht
thun, die sie könnten ist weil wir von Natur | billig gar nicht daran denken
sollten als geschäftige Wesen |

[3] Rückseite

Die Lustigkeit ist übermüthig, lästig und zerstörend aber die Seele in
Ruhe | ist wohlwollend und gütig. |

Der Witz gehört zu entbehrlichen Dingen | ein Mann der diesen bey einer
Frau zur Hauptsache | macht ist eben so als wenn er Meerkatzen und Papa-
geyen ⁵| zu kaufen seyn Vermögen aufwendete. |

Eine von den Ursachen weswegen die Ausschweifung des weiblichen | Ge-
schlechts im unverheyratheten Stande verwerflicher ist | besteht darin weil
wenn die Männer in diesem Stande | ausgeschweift haben sie gleich wohl
dadurch sich nicht ¹⁰| zur Untreue in Ehen vorbereiten denn ihre Lüster-
heit | hat wohl zugenommen aber ihr Vermögen abgenommen | dagegen bey
einer Frau das Vermögen unbeschränkt | ist wenn nun die Lüstertheit
zunimmt so wird | sie durch nichts zurück gehalten deswegen wird ¹⁵| von
unzüchtigen Weibsbildern praesumirt sie | werden untreue Weiber seyn nicht
aber von | dergleichen Männern |

Aller Zweck der Wissenschaft ist entweder *eruditiv* (Gedächtnis) | oder *Spe-*
culation (Vernunft), Beydes muß darauf hinauslaufen ²⁰| den Menschen
verständiger (klüger weiser) in der der menschlichen Natur | überhaupt
angemessenen Welt zu machen und also gnugsamer |

19 sollten] sollten? sollen?

3,3 Der Witz gehört] Der Witz gehört? Der Reitz geschickt? 13 Vermögen] XX 7,4:
Verlangen 20 *Speculation*] XX 7,9: speculativ Beydes] ms: Beyde

Eine zärtliche Weiberliebe hat die Eigenschaft andere sittliche | Eigenschaf-
ten zu entwickeln aber die wollüstige sie | niederzudrücken. ²⁵|

<Der Geschmack der moralisch ist macht daß man die Wissenschaft die nicht
bessert gring hält> |

Die gefühlvolle Seele in Ruhe ist die größte Vollkommenheit | in Rede in
Poesie Gesellschaft kann aber nicht immer seyn, sondern ist das letzte Ziel |
Auch so gar in Ehen. Junge Leute haben wohl viel Empfindung | aber wenig
Geschmak der enthusiastische oder begeisterte Stil verdirbt ³⁰| den Ge-
schmak. Verkehrter Geschmak durch Romane und galante Tändeleien. |
Der gesunde verzärtelte verwöhnte Geschmak. |

Ein verständiger aber nicht kluger Mann nicht listig | ein kluger aber nicht
weiser Mann. höhere Manieren |

Das Frauenzimmer hat einen feinen Geschmak in der Wahl desjenigen was
auf die Empfindungen ³⁵| des Mannes wirken kann und der Mann einen
stumpfen. Daher gefällt er am besten wenn er | am wenigsten daran denkt zu
gefallen. Dagegen hat das Frauenzimmer einen [stumpf] gesunden | Ge-
schmak an demjenigen was ihre eigenen Empfindungen angeht |

Eingeschossenes Blatt nach Titelblatt
[4] Vorderseite

Bärtige Weiber unbärtige Männer. Wacker häufig |

Die Ehre des Mannes besteht in der Schätzung seiner selbst des Weibes im
Urtheil anderer. | Der Mann heyrathet nach seinem Urtheil das Weib nicht
wieder der Eltern Urtheil | Das Weib setzet der Ungerechtigkeit Thränen der
Mann Zorn entgegen. |

Richardson [führt bis . . .] giebt bisweilen ein Urtheil des Seneca einem Weibe
in ⁵| den Mund und setzet dazu wie mein Bruder sagt. Wäre sie verheyrathet |
so würde es heissen wie mein Mann mir sagt. |

Männer werden süß gegen die Weiber wenn die Weiber männlich werden. |
Beleidigung der Weiber in der Gewohnheit ihnen zu schmeicheln. | Die

26 Geschmak] XX 7,14: Geschmack 32 Geschmak] XX 7,21: Geschmack 34 Manie-
ren] Manieren? Maniren? 38 Geschmak] ms: schmack (Blatdecke abgerissen)

Weichlichkeit rottet mehr die Tugend aus als die Lüderlichkeit ¹⁰| das Ehrwürdige einer Hausfrau. |

Eitelkeit der Weiber macht daß sie nur glücklich sind im Schimmer | ausser Hause |

Der Muth einer Frau bestehet in dem gedultigen Ertragen der Übel um ihrer | Ehre oder um der Liebe willen. Des Mannes in dem Eifer sie trotzig ¹⁵| zu vertreiben. |

Omphale nöthigte den Herkules zu spinnen. |

Da so viele läppische Bedürfnisse uns weichlich machen so kann uns | der bloße ungekünstelte moralische Trieb nicht genug Kräfte geben | daher etwas phantastisches dazu kommen muß ²⁰|

Woher der Stoiker sagt: Mein Freund ist krank was gehts mich an | Kein Mensch ist der nicht das schwere Joch der Meinung fühlet und | keiner schafft es ab. |

Das Chimärische der Freundschaft in unserem Zustande und das phantastische | im Alten. *Aristoteles* ²⁵|

Cervantes hätte besser gethan wenn er anstatt die phantastische und romanische | Leidenschaft lächerlich zu machen sie besser dirigirt hätte. | Die Romane machen edle Frauenzimmer phantastisch und gemeine albern. |

edle Männer auch phantastisch, gemeine faul |

Rousseaus Buch dient die Alten zu bessern ³⁰|

Nach der Einfalt der Natur kann ein Weib nicht viel Gutes thun | ohne durch Vermittelung des Mannes. Im Zustande der Ungleichheit | und des Reichthums kann es unmittelbar |

Moralischer *Luxus*. In Sentiments die ohne Wirkung seyn |

Die innere Bekümmernis über das Unvermögen zu helfen oder über ³⁵| die Aufopferung wenn man hilft imgleichen die eigene Feigheit welche uns

4,12 glücklich] XX 8,21: glücklich 14 gedultigen] XX 8,23: geduldigen 18 viele] ms: viel 19 der bloße] ms: die blossе 21 Stoiker] ms: Stoicker krank] XX 9,5: krank

glauben macht daß andre viel leiden ob sie gleich es billig | ertragen könnten
macht das Mitleiden. Übrigens ist dieses ein großes | Gegenmittel gegen den
Eigennutz. Diese Triebe sind insgesamt | bey dem natürlichen Menschen sehr
kalt. ⁴⁰|

Die natürlichen Erhebungen sind Erniedrigungen unter seinen Stand | z. E.
sich zum Stande des Handwerkers erheben |

Die verhältnismäßige Schätzung ist zwar unnöthig aber | im Stande der
Ungleichheit und Ungerechtigkeit ist es gut sich mit einem gewissen | Stoltz
oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen die aufgeblasenen Großen zu ⁴⁵|
setzen um gegen Gringere gleich zu seyn |

Man muß mit einer gewissen Weite |

[5] Rückseite, gegenüber Druckseite B1

Obgleich ein langer Mann darum nicht ein großer Mann ist | so stimmt die
körperliche Größe doch mit dem Urtheil über | die moralische |

Es ist leichter einen Edelmann als einen Menschen zu erziehen. | Er sey ein
Verächter des gemeinen Gesindels denn so ⁵| muß er jederzeit den Arbeits-
men und Unterdrückten nennen | damit man glaube er sey geschaffen ihn zu
ernähren. | Die Gelehrten in China lassen sich die Nägel an der | linken Hand
wachsen |

Unter allen Ständen ist keiner unnützlicher als der ¹⁰| Gelehrte so lange es in
der natürlichen Einfalt ist | und keiner nöthiger als derselbe im Stande der |
Unterdrückung durch Aberglauben oder Gewalt |

Die Bedachtsamkeiten gehören zur kleinen und schönen Gemüthsart | Das
Frauenzimmer hat eben so große Affecten als der Mann ¹⁵| aber sie sind
dabey überlegter vornemlich was die | Anständigkeit betrifft der Mann ist
unbesonnen. Die | *Chinesen* und *Indianer* haben eben so große Affecten
als die | Europäer aber sie sind gelassener. Das Frauenzimmer | ist rachgie-
rig ²⁰|

Die aufgehende Sonne ist eben so prächtig als die | untergehende aber der

39 insgesamt] XX 10,1: insgesamt 41 natürlichen] ms: natürl: / XX 10,3: natürliche
47 einer gewissen Weite] einer gewissen Weite? einem gewissen Weibe?
5,13 Unterdrückung] XX 10,20: unterdrückung

ANMERKUNGEN

Die Ziffernkombinationen (000,00) zu Anfang jeder Anmerkung verweisen mit Seiten- und Zeilenangabe auf die zugehörige Textstelle im vorliegenden Band. Bezogen sind die Angaben jedoch auf die Seiten und Zeilen der Kantischen Handschrift, vgl. zum Verfahren S. XXII der »Einleitung«.

Die Anmerkungen bestehen aus:

- Nachweisen der im Text vorkommenden Verweise und Bezugnahmen Kants auf seine Quellen;
- Querverweisen innerhalb des vorliegenden Textes;
- Hinweisen auf Parallelstellen in anderen Schriften Kants;
- Hinweisen auf Sekundärliteratur und Interpretationsvorschläge;
- Übersetzungen der lateinisch abgefaßten Passagen;
- Sacherklärungen und Kommentaren.

Ausführlich zitiert werden die Schriften, auf die sich Kant explizit und implizit bezieht nicht nur, wenn es sich um eindeutig zu lokalisierende Quellen handelt, sondern auch, um Kants Verhältnis zur Vorlage hinsichtlich seiner Rezeption, seiner kritischen Auseinandersetzung und des Zusammenhangs mit anderen Passagen zu dokumentieren.

Wenn Parallelstellen aus seinen anderen Werken zur Entschlüsselung einer Reflexion beitragen können, werden sie im Wortlaut wiedergegeben, ansonsten aufgelistet. Wenn es sich um nicht eindeutig feststellbare Bezugnahmen oder allgemeinere Anspielungen auf bestimmte Autoren und Schriften handelt, werden diese in kürzerer Form zitiert.

Der vorliegende Anmerkungsteil verdankt den Erläuterungen von Adickes und Lehmann zu den »Bemerkungen« in AA XX 1–192 viele Hinweise; ausdrückliche Verweise erfolgen für zusätzliche Informationen oder bei divergierenden Ergebnissen.

1,11 Die Coquette...] Zu den Charakteren der Koketten und des »Petitmaitre« vgl. 84,23; 137,24; und 61,1: »Die Charaktere der menschlichen Natur sind die Ausartungen von ihrer Bestimmung.«

Vgl. *Beobachtungen*, AA II 241: »Eitelkeit und Moden können wohl diesen natürlichen Trieben eine falsche Richtung geben und aus mancher Mannsperson einen süßen Herren, aus dem Frauenzimmer aber eine Pedantin oder Amazone machen, allein die Natur sucht doch jederzeit zu ihrer Ordnung zurückzuführen.« (Vgl. *Praktische Philosophie Herder*, AA XXVII 1089)

Die moralischen Wochenschriften in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts gaben häufig kritische Porträts der Exponenten des galanten und höfisch-aristokratischen Lebensstils, denen sie das Bild des guten Bürgers gegenüberstellten. (Vgl. Martens, *Die Botschaft der Tugend*, 354 ff.)

Eine Erklärung für den Ursprung des Begriffs »Petitmaitre« gibt Voltaire in *Le siècle de Louis XIV.* von 1751. Während des Bürgerkriegs zur Zeit der Regentschaft Annas von Österreich für den minderjährigen Ludwig hatte man den Teil der aufständischen Fronde, die sich um den Prinzen von Condé scharte, die »Partei der kleinen Herren« genannt, weil sie die Herren im Staat sein wollten. »Von all jenen Wirren ist keine weitere Spur geblieben als der Ausdruck »kleine Herren«, den man heute von der geckenhaften und schlecht erzogenen Jugend gebraucht, und der Name »Frondeurs«, den man den Tadlern der Regierung gibt.« (Zit. nach ed. Habs, 40)

1,13 Es ist lächerlich . . .] Vgl. 94,18: die Achtung, die der ältere Mann durch Verstand und Verdienste einflößt, soll eine Ehe besonders einträchtig machen können, wie Kant am Beispiel des Gatten von Rousseaus Julie in der *Nouvelle Héloïse* zeigen will. Den lächerlichen Aspekt stellt Montaigne heraus: »Doch kann ich wohl sagen, daß ich oft die Schwäche ihres Geistes habe entschuldigen gesehen, wenn nur der Körper schön gewesen ist. Aber ich habe niemals gesehen, daß ein Frauenzimmer die Hand nach einem etwas hinfalligen Körper ausgestreckt, wenn gleich der Geist darinn noch so schön, verständig und erfahren gewesen ist. Warum bekömmt nicht eine unter ihnen Lust, diesen edlen sokratischen Tausch, des Körpers mit dem Geiste zu unternehmen, und durch ihre vollen Schenkel einen großen und philosophischen Verstand, als mit dem höchsten Preise den sie geben kann, zu erkaufen.« (*Essays*, zit. nach ed. 1753ff., Bd. 1,1. Buch, 19. Hauptstück, 104)

Sicher war Kant auch die Geschichte von *Januarius und Maja* bekannt: In Popes komischer Erzählung in der Manier Chaucers beschließt ein 60jähriger zu heiraten und fordert seine Freunde auf, eine Braut für ihn zu suchen. Bedingung – sie muß jung sein, denn »keine verschlagene Witwe soll mir ins Bett kommen: diese sind viel zu klug, als daß ein Hagestolz sie heyrathen sollte; wie der Geistliche Spitzfinder wird, der durch viele Schulen gegangen ist, so lernen auch zweymal verheyrathete Frauen den Handel gar zu gut verstehen: aber junge und zärtliche Jungfrauen lassen sich leicht von uns regieren, und wie Wachs bilden und formen, wie es uns gefällt.« (Pope, *Sämtliche Werke*, ed. 1759, Bd. 2, 167) Tatsächlich findet man ein junges Mädchen, Maja, die ob seines Reichtums in die Ehe einwilligt. Sie scheint wie Wachs in seinen Händen zu sein, während in Wirklichkeit er derjenige ist, der regiert wird. Selbst seine Augen gehören nicht mehr ihm: Als er Maja mit ihrem jungen Liebhaber erwischt, befiehlt sie ihm, die Augen zu schließen, denn was er zu sehen meine, sei Ausguburt seiner Phantasie und beweise einen sie außerordentlich erschreckenden Mangel an Vertrauen in ihre Liebe. Dieselbe Anekdote von der Frau, die ihren betrogenen Ehemann davon überzeugt, daß die Treulosigkeit im Auge des Betrachters liegt, erzählt auch Helvetius; Kant spielt mit der Notiz von 65,27 auf dessen Version an. (Vgl. die in der Anm. zu 65,27 gegebene Belegstelle)

1,19 Das Gefühl wovon . . .] Zum hier erstmals angesprochenen Gefühl, das dem Verstand vorausgeht, vgl. die Parallelstellen: 12,26; 12,31; 15,13; 21,1; 27,18; 30,14; 32,6; 39,1; 39,10; 39,30; 92,16; 101,5; 108,16; 109,7; 116,7; 117,7; 121,7; 125,29; 129,31; 136,8 und 139,4.

1,23 Voltaire . . .] Vgl. AA XV 96; die Anm. von Lehmann in AA XX 490 und die Anm. zu 145,32.

1,24 Dolce piccante . . .] Vgl. AA XV 43 (Rfl. 153) als Zusatz zu § 658 von Baumgartens *Metaphysik*; AA XV 252 (Rfl. 584): »Der Schmerz muß sich einschleichen: dolce piccante«. Vgl. die Anm. von Lehmann in AA XX 490; Rousseau, *Brief an d'Alembert*, in: *Schriften I*, 353 f. und Burke, dessen *Untersuchung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen* von 1757 unterscheidet zwischen dem »delightful horror« des Erhabenen und dem »süßen Leid« des Schönen. (Zur Frage, ob Kant schon zu diesem Zeitpunkt Burke kennen konnte, vgl. Bibliographie)

Hume geht in seinem Essay über die Tragödie von 1757, der 1759 auf Deutsch erschien, näher auf das »dolce piccante« ein. Es scheint, so Hume, ein unerklärliches Vergnügen, das die Zuschauer einer guten Tragödie beim Anblick von Leid, Gewalt, Angst und anderen Leidenschaften, die an sich unangenehm und abstoßend sind, empfinden: »Sie sind in eben dem Grade vergnügt, als sie betrübt gemacht werden; und nie sind sie glücklicher, als wenn sie mit Thränen, Seufzern und Schluchzen, ihrer Betrübniß Luft machen, und ihr Herz erleichtern, das von der zärtlichen Sympathie und Mitleiden aufgeschwollen ist.« (*Von dem Trauerspiel*, in: Hume, Vier Abhandlungen, 1759, 218.) Die unangenehmen und schmerzlichen Gefühle werden durch die Schönheit der Darstellung gesteigert

und zugleich besänftigt durch das angenehme Gefühl, das aus der Bewunderung des Schönen entsteht: »Eben so macht die Erdichtung des Trauerspiels die Leidenschaft sanfter, nicht bloß dadurch, daß sie die Betrübniß schwächt oder vermindert, sondern daß sie ein neues Gefühl einflößt.« (226) Die Infusion neuer Gefühle, welcher Art auch immer, verstärkte stets das vorherrschende Gefühl, so z. B. Eifersucht die Liebe: »Die Eifersucht ist eine verdrießliche Leidenschaft, doch kann der angenehme Affekt der Liebe schwerlich ohne einige Dose davon, in seiner völligen Stärke und Heftigkeit bestehen. Die Abwesenheit eröffnet gleichfalls eine große Quelle zu Klagen unter Verliebten und macht ihnen das größte Mißvergnügen; und doch ist nichts ihrer gegenseitigen Liebe zuträglicher, als kurze Abwechselungen von der Art . . . Eifersucht und Abwesenheit in der Liebe machen das dolce piccante der Italiener aus, welches sie so wesentlich zu allem Vergnügen halten.« (228)

1,25 Kühn . . .] Kant spielt mit dem »dreisten Zug« des Alexanders auf eine Geschichte an, die von Plutarch in seinem »Leben Alexanders« erzählt wird: Alexander war durch einen Brief benachrichtigt worden, daß sein Arzt Philippus vom Perserkönig Darius bestochen worden sei, ihn zu vergiften; diesen Brief gab er Philippus zu lesen, während er das Glas, das ihm jener gereicht hatte, in einem Zuge leerte. Vermutlich denkt Kant hier aber nicht an Plutarch, sondern an Rousseau, der im 2. Buch des *Emile* sich ausführlicher mit dieser Episode beschäftigt: »Die meisten tadelten Alexanders Tollkühnheit, einige bewunderten nach dem Beispiel des Erziehers seine Entschlossenheit und seinen Mut, so daß ich plötzlich verstand, daß keiner der Anwesenden sah, worin die wirkliche Schönheit dieser Geste bestand. Was mich betrifft, sagte ich ihnen, so scheint mir, wäre in Alexanders Haltung auch nur eine Spur von Mut und Entschlossenheit zu finden, wäre sie nur eine Extravaganz.« (*Emile oder über die Erziehung*, zit. nach ed. Rang, 247) Nicht als Extravaganz, sondern als Ausdruck eines moralischen Gefühls für das Gute wertet Rousseau die Geste: »Alexander glaubte an die Tugend. Seinen Kopf und sein Leben setzte er an diesen Glauben, seine große Seele war zu diesem Glauben geschaffen. Was für ein schönes Glaubensbekenntnis war das Einnehmen dieser Medizin! Nein, kein Sterblicher legte noch ein so erhabenes ab! Wenn es noch einen modernen Alexander gibt, so weise er sich durch solche Züge aus.« (248)

Vgl. auch *Emile*, 4. Buch, 497 und Herders Notiz aus Kants Vorlesungen: »Alexanders Handlung war groß, weil er an seiner Treue nicht verzweifelte.« (*Praktische Philosophie Herder*, AA XXVII 21)

1,26 Die Pracht . . .] Die Pracht der untergehenden Sonne erklärt Kant für erhaben im Gegensatz zur schönen Pracht der aufgehenden Sonne. (Vgl. 5,21; 92,22 und 101,26)

1,27 Catons Tod . . .] Vgl. die Anm. von Lehmann in AA XX 490. – Der Tod von Marcus Portius Cato, dem Jüngeren (95–46 v. u. Z.) ist im 18. Jahrhundert häufig als heroisches Beispiel zur Rechtfertigung des Selbstmordes herangezogen worden. Bekannt ist Joseph Addisons 1713 uraufgeführte Tragödie *Cato*. J. Chr. Gottsched hat sich bei der Abfassung von seinem *Der sterbende Cato* (1732) an das Vorbild des Engländers gehalten, wenn auch daneben der *Caton d'Utique* von Deschamps (1715) herhalten mußte.

Mit dem Sieg Caesars bei Thapsus sah Cato das Ende der freien Republik besiegelt und nahm sich das Leben. Daß sein Motiv, Selbstmord zu begehen, nicht Feigheit, sondern »Aufopferung« für die Freiheit war, »und die Tyrannen erzittern ließ« (so drückt es Rousseau aus; *Nowvelle Héloïse*, 398 und 2. *Discours*, Schriften I, 263) – das hatte bereits Montaigne zu zeigen versucht: »Dieser Mann war in Wahrheit ein Muster, welches die Natur erwählt, um zu zeigen, wie weit die menschliche Tugend und Standhaftigkeit gehen könnte.« (*Essais*, Bd. 1, 1. Buch, 36. Hauptstück, 416) Entsprechend erläutert Kant seinen Hinweis auf Cato in einer seiner Vorlesungen: »Alle großen Dinge sind von Enthusiasten ausgerichtet, z. E. Kato starb: – vielleicht zu weit, wenn man es kaltsinnig betrachtet, da er aber der Patriotismus in abstracto war, das Bild von Rom, und der

Befehlshaber der Helden im Elysium: his dantem jura Catonem (Virgil) war vor die Freiheit ein Opfer.« (*Praktische Philosophie Herder*, AA XXVII 40)

Wie Rousseau, so scheint auch Kant zu unterscheiden zwischen dem bewundernswerten Selbstmord eines Cato und dem einer Frau wie Arria: sie ist entartet (vgl. die Anm. zu 68,2). Hume hat sich ebenfalls in seinem Essay *Of Suicide* von 1757 auf Cato und Arria berufen. Seine beiden bemerkenswert freien und unorthodoxen Aufsätze über den Selbstmord und die Unsterblichkeit der Seele erschienen erstmals 1783, zusammen mit Rousseaus zwei Briefen über den Selbstmord aus der *Nouvelle Héloïse*. Geschrieben bereits 1757, hat Hume seine beiden Aufsätze, vermutlich ihrer Brisanz wegen, nicht, wie ursprünglich geplant, mit den Essays über die Tragödie und den Geschmack drucken lassen. Zu Catos Selbstmord schreibt er: »Cato and Brutus, Arrea and Portia acted heroically; those who now imitate their example ought to receive the same praises from posterity.« (Zit. nach ed. Lenz, 160) Die Erwähnung von Catos Tod in AA II 224 belegt, daß Kant nicht an den Stellen auf Themen der *Beobachtungen* eingeht, wo man es erwarten dürfte und müßte, wenn seine Notizen als Umarbeitung der *Beobachtungen* in Angriff genommen worden wären.

1,29 Der Mächtige ist...] Zu Fieldings Roman *Jonathan Wilde* vgl. AA VII 163; AA XV 695 f. und die Anm. von Lehmann in AA XX 490 f.

Zur Bestimmung der Begriffe »Güte« und »Gnade« auf der einen und »Gerechtigkeiten« und »Schuldigkeiten« auf der andern Seite in den *Bemerkungen* vgl. 5,27; 30,14; 82,10; 103,15; 112,1; 118,16; 121,1; 126,1; 139,1; 139,25; und 142,1; sowie AA XV 115, 610 und 695 f.

Kants Quelle ist Henry Fieldings *Lebensgeschichte des Herrn Jonathan Wild des Großen* von 1743, die 1750 und 1759 in deutscher Übersetzung erschien. In Fieldings Satire auf den ein Jahr zuvor gestürzten Premier Robert Walpole ist der Mächtige gerade nicht gütig. Jonathan Wilde – der am Galgen endende Fehler, Dieb und Mörder – wird von Fielding als großer Mann apostrophiert, da er wie Cäsar und Alexander frei von der menschlichen Schwäche der »Gütigkeit« war (334).

Wie bestimmt Fielding das Verhältnis von Macht und Güte? In seiner Vorrede behauptet er, die Macht der Großen bestehe darin, »alle Arten des Übels dem menschlichen Geschlechte« zuzufügen, »die Güte hingegen suchet vielmehr solches abzuwenden.« (5) Die Vorstellung von einem großen Mann sei daher von der eines guten Mannes wohl zu unterscheiden. Mächtig werde man nur durch konsequente Unterdrückung der eigenen wohlwollenden Impulse anderen gegenüber und durch zielstrebiges Ausnutzen anderer für die eigenen Zwecke. Der Zweck der Machtgewinnung und -erhaltung verlange bisweilen den taktisch wohl dosierten Einsatz des Mittels »Güte«, mit dem die Abhängigen und Unterdrückten zahngehalten werden: »Wenn der mächtige Caesar durch eine wundervolle Größe des Geistes, die Freyheit seines Vaterlandes zernichtet, und alle Gewalt an sich gerissen hat, so wird als deutlicher Beweis seiner Großmuth die Freygebigkeit beygebracht, die er gegen seine Anhänger, und gegen die Werkzeuge bezeigt, durch deren Hülfe er sein Vornehmen vollführet und seine Macht befestigt hat.« (6) Es ist somit lächerlich, das Verhältnis des Machthabers zu den von ihm Unterdrückten mit dem Wort »Güte« zu charakterisieren. Folgerichtig versteht Fielding Güte als Abweichung von der Bestimmung des Mächtigen »viel und großes Übel zu stiften«. Gemäß dieser »Bestimmung« zeichnet er mit der Figur des Jonathan Wilde den »großen Mann«, der, sich selbst alle Rechte vindizierend, keinerlei Handlungen der Güte ausübt (334). Mächtig schreitet er fort bis zum bitteren Galgen-Ende. Die Ironie der Darstellung Fieldings beruht auf dem Kontrast zwischen einer Realität, in der die Unterdrückten noch die Güte ihrer Unterdrücker preisen, und einer Romanhandlung, in der das reine Machtprinzip gefeiert wird.

Genau das hat Kant gesehen: »Doch kann man auch komisch kontrastieren und einen

augenscheinlichen Widerspruch im Ton der Wahrheit, oder etwas offenbar Verächtliches in der Sprache der Lobpreisung vortragen, um die Ungereimtheit noch fühlbarer zu machen, wie Fielding in seinem *Jonathan Wild dem Großen*...« (AA VII 162)

Denn der Widerspruch ist klar; die Mächtigen, die sich an kein Gesetz gebunden glauben, sind nicht befugt, gütig zu sein: »Man glaubt, der selbst gesetzte giebt, sey an kein Gesetz gebunden. sunt superis sua jura. Die Fürsten haben keinen Begriff von Rechten, die ihnen im Wege stehen, sondern reden höchstens von Gütigkeit.« (AA XV 610)

Das gesellschaftskritische Moment der Kantischen Überlegungen zum Begriff der Güte darf nicht übersehen werden; er ist dem Begriff der Schuldigkeit entgegengesetzt (vgl. 30,14), der auf der Basis der Reziprozität die rechtlichen Beziehungen zwischen freien und gleichen Bürgern regelt. Demgegenüber gehört der Begriff der Güte in die Sphäre der verdienstlichen Handlungen und variiert nach Beschaffenheit der jeweiligen Gesellschaft, in der solche stattfinden. In einer Gesellschaft struktureller Ungleichheit ist die Ausübung gütiger Handlungen mangelhaftes Substitut für das Fehlen von Handlungen aus Schuldigkeit; im natürlichen Zustand sind es Handlungen, die nach Erfüllung der Schuldigkeiten stattfinden. Während also Güte im natürlichen Zustand (bzw. in einer Gesellschaft der wiederhergestellten Natur auf der Grundlage von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit) durchaus eine positive Bedeutung hat, wenn sie die Fähigkeit, das Gute zu tun, beinhaltet, hat Güte im Gesellschaftszustand der Ungleichheit einen zumeist negativen Sinn, selbst wenn die Bereitschaft, das Gute zu wollen, vorhanden ist.

Die begrifflichen Probleme, die das seiner Intension und Extension nach überlastete Wort »Güte« aufwirft, sind nicht zu übersehen. Deshalb experimentiert Kant bei der Behandlung der verdienstlichen im Gegensatz zu den rechtlich geforderten Handlungen auch mit dem Wort »Gnade« (vgl. 112,1). Gnädige Handlungen sind danach solche, die Unterdrückungsverhältnisse kaschieren, gütige Handlungen dagegen erfolgen als zusätzlicher Beitrag zum Wohl anderer, nachdem alle Pflichten ihnen gegenüber erfüllt sind.

Besser als der Satz, »der Mächtige ist gütig«, würde daher, »der Mächtige ist gnädig« mit den Vorstellungen, die Kant mit *Jonathan Wilde* verbindet, übereinstimmen. In seiner Interpretation der fraglichen drei Worte wurde Schmucker ein Opfer der Begriffsverwirrung. Ohne auf Fieldings Roman einzugehen, leitet er den Satz aus dem Kontext der Kantischen Überlegungen zum moralischen Gefühl ausführlich ab und kommt zu dem Schluß: Es werde damit ein Grundgedanke Rousseaus ausgesprochen, daß die Güte wie alle anderen altruistischen Triebe wirksam werden könne nur dort, wo die Kräfte größer sind als die Bedürfnisse der Menschen und eine Ausdehnung der natürlichen Selbstliebe statfinde. (Vgl. Schmucker, *Die Ursprünge der Ethik Kants*, 188ff.) Der Hinweis auf Rousseau ist an sich ebenso richtig, wie der Hinweis, daß Güte für Kant nicht nur die Bereitwilligkeit, das Gute zu wollen, sondern die Fähigkeit, das Gute zu tun, beinhaltet (vgl. 30,29). Falsch hingegen ist, wie Schmucker beide Hinweise auf die fragliche Textstelle bezieht. (192) Denn er identifiziert die Fähigkeit eines Menschen, Gutes zu tun mit dem »Mächtigen« an einer Stelle, wo Kant mit Fielding von Machthabern, Fürsten etc. spricht.

1,30 Der muthige Jüngling...] Vgl. die Anm. von Adickes und Lehmann in AA XX 491. – Wahrscheinlich bezieht sich Kant hier ebenfalls auf Fieldings Roman *Jonathan Wilde*, der das Beispiel vom Jüngling, der den Tempel zu Ephesos verbrannte, anführt (*Jonathan Wild*, ed. 1759, 315). Fielding scheint der Fall symptomatisch für eine geschichtliche Überlieferung zu sein, die nicht die guten, sondern die großen Taten rühmt und mutig nennt, was skrupellos heißen müßte.

1,31 Die Frauen sind...] Vgl. 4,14; 8,12 und 40,15.

1,32 Die Mannspersohnen werden...] Die »Vapeurs« waren eine spasmodisch-neurotische Modekrankheit der französischen Damen des 18. Jahrhunderts.

Vgl. AA XV 841: »Langeweile (= Zustand des abgestumpften Genusses, des Ekels und

Ueberdrusses an Gegenständen) beherrscht die vornehmen Weiber unter dem Namen Vapeurs; sie wünschen in solchem Zustande etwas, und wissen nicht zu was, sie sind so wie die kleinen Kinder wenn sie grinsen, und sollten wie jene die Ruthe bekommen.«

Vgl. auch AA VII 237; AA II 246.

1,33 Hut unter den ...] Vgl. AA VII 246: »Der Zerstreute (wie Terrasson mit der Nachtmütze statt der Perrücke auf dem Kopf und dem Hut unter dem Arm, voll von dem Streit über den Vorzug der Alten und der neuen in Ansehung der Wissenschaften, gravitätisch einhertretend) wird belacht, darum aber doch nicht ausgelacht.«

Vgl. zu Kants Verwendung der Anekdote außerdem AA II 269 und 490; AA IV 12; AA XV 752 und 851; AA XX 188.

Kant besaß die Schrift von Terrasson, *Philosophie nach ihrem allgemeinen Einflusse, auf alle Gegenstände des Geistes und der Sitten* in der Ausgabe von 1756 (vgl. Warda, *Kants Bücher*, 55). Dort, in einem beigefügten Sendschreiben an den Herausgeber, ist auch die Quelle für die Anekdote von »einer ziemlich seltsamen Zerstreuung ... , davon ich ein Augenzeuge gewesen bin, und das ich nie vergessen können. Der Herr Abt Terrasson wohnte bey seinem Verwandten, im dritten Stocke, welches die einzige Wohnung war, die man ihm hatte einräumen können. Wenn er nun ausgehen wollte, kleidete er sich hier fast gänzlich an, und kam ganz schwarz gekleidet herunter: er hatte sogar seine Kniebänder um, sein Köllerchen um den Hals, seinen Mantel umgenommen, und seinen Hut unter dem Arme. Es fehlte ihm nichts, als die Perrücke, und die Schuhe, die er ganz fertig in einem untern Saal stehen fand; wohin er eine große rothe Mütze und ein Paar Pantoffeln von eben der Farbe, in Verwahrung legete, die er bey seiner Rückkunft wieder hinaus nahm. Eines Tages, nachdem er seinen Nachtschisch nach Gewohnheit abgewartet hatte, und hinunter gieng um auszugehen, war er von seinem Homer dermaßen eingenommen, daß er den untern Saal vorbeygieng, ohne hinein zu treten und seine Perrücke und Schuhe zu nehmen. So gieng er denn aus der Rue Serpente, wo er wohnte, mit seiner Mütze und den rothen Pantoffeln, nach der St. Michaelsbrücke zu. Sie können leicht denken, mein Herr, daß die Vorübergehenden zu lachen angefangen. Endlich sagete ihm eine Frau, worüber man lachete. Er dankete ihr, und gieng ganz gelassen nach Hause, seine vergessenen Sachen zu suchen; und indem er hinein trat, sagete er: ich habe dem Pöbel hier in der Nachbarschaft einen kleinen Zeitvertreib gemacht, der ihn nichts gekostet hat, und mich auch nicht.« (*Philosophie nach ihrem allgemeinen Einflusse*, 45f.)

1,34 Selbstrache ist erhaben ...] Daß mancher nicht einmal den Mut zu großen Lastern hat, konnte Kant bei Rousseau lesen. Im 4. Buch des *Emile* ereifert sich dieser über die entarteten Menschen seiner Zeit: »Niederträchtig und feige selbst in ihren Lastern, haben sie auch nur eine jämmerliche Seele, weil ihre verbrauchten Körper frühzeitig verdorben wurden; kaum bleibt ihnen genügend Leben, sich zu bewegen. Ihre spitzfindigen Gedanken zeugen von einem leeren Geist; sie kennen kein großes und edles Gefühl; sie haben weder Einfachheit noch Stärke; in allem gemein und von niedriger Bosheit, sind sie nichts weiter als unnütz, gaunerhaft und falsch; sie besitzen nicht einmal den Mut, große Verbrecher zu werden.« (681; vgl. *Letzte Antwort, Schriften I*, 117)

Helvétius formuliert: »Dieses sind Leute, deren Geist nicht die geringste Fähigkeit, und deren Seele keine Tugend besitzt: denen zu großen Bösewichtern nichts, als Herz fehlt.« (*Discurs über den Geist des Menschen*, ed. 1760, II, 23. Kap., 225)

Das jetzige Zeitalter ist ein »Stand der Schwäche« – so nimmt der junge Herder das Motiv aus Kants Vorlesung mit nach Haus –, »da man nicht einmal zu großen Lastern, geschweige denn zu großen Tugenden fähig ist.« (*Praktische Philosophie Herder*, AA XXVII 88) Dieser Zustand sei ärger als der von Baumgarten kritisierte Zustand der Brutalität.

1,42 In der Ehe ...] Vgl. zu Kants Auffassung von der Ehe, als der Einheit Entgegen-

gesetzter, im Gegensatz zur Freundschaft, als der Einigkeit zwischen Gleichartigen 47,24; 57,30; 86,11 und die Herdersche Notiz: »In der Ehe aber muß nicht bloß Einigkeit, sondern Einheit seyn – zu dem Einen Zweck, der Vollkommenheit der Ehe – Dazu hat nun die Natur verschiedene Gaben in beide gelegt, dadurch einer über den andern herrscht: – das Frauenzimmer reizt, der Mann rührt, die Frau bewundert, der Mann liebt; und so herrscht einer über den andern; . . . Sezt eine gelehrte Frau, eine dreiste große; so ist sie ein Competent meiner Würde; ich kann über sie nicht herrschen und die Ehe nicht vollkommen werden.« (*Praktische Philosophie Herder*, AA XXVII 27)

2 (Titelblatt) Quer am rechten Außenrand des Titelblattes stehen, nicht von Kants Hand, die Worte, »blaugeheft mit Papier durchschossen«. Wahrscheinlich eine Anordnung Kants an den Buchbinder, wie Adickes notiert (Depositum 3 a). »Blaugeheft« läßt auch Hamann sich einige Bücher durchschießen. (Vgl. Hamann-Briefwechsel, Bd. II, 285)

2,1 Quod petis in . . .] Die Worte »Quod petis in te est« (was du begehrt, ist in dir) gehören bei Persius, *Sat.* I 7 nicht zu dem Nachsatz »nec te quaesiveris extra« (suche dich nicht außer dir); vgl. Kants Stammbuchvers in AA XII 416 vom 27. März 1777 u. ö.; AA XII 583; und die Anm. von Lehmann in AA XX 491.

Das Persius-Zitat verwendet auch Pope im 3. Buch seiner *Dunciade*: »Was du suchst, ist in dir! Betrachte dich, und erkenne, daß jedes Ungeheuer in deiner Seele seines Gleichen findet.« (Zit. nach ed. 1778, 5. Bd., 318)

Kants Motto wirkt wie ein Leitmotiv der Moderne: das Bewußtwerden der Kraft der Einzelheit, der Kraft der Freiheit. Für Kant ist es wohl die Formulierung einer persönlichen Erfahrung. Nicht zufällig notiert er in derselben Zeile: »von der moralischen Wiedergeburt«. Worin diese moralische Erneuerung besteht, wird aus dem Zusammenhang der ins Handexemplar gestreuten Bemerkungen deutlicher werden, als durch den bloßen Verweis auf Rousseau, der ihn »zurechtgebracht« hat. Die Erfahrung einer »Wiedergeburt« scheint ein zeitgenössisches Kollektivphänomen gewesen zu sein. Hamann, Hippel, Scheffner, Herder – der ganze Königsberger Freundeskreis in der Mitte der 60er – sie »erleben hier in der weiten, tatenfrohen Atmosphäre alle, das, was Hippel bei sich die »Seelenmanumission«, die Freilassung der Seele und den totalen Umbruch ihrer Einstellung zum Leben, genannt hat«. (Stavenhagen, *Kant und Königsberg*, 26)

2,5 Der erste Theil. . .] Vgl. parallel dazu 140,26 u. 145,11, wo Kant die Rolle des Zweifels für die Wissenschaft näher bestimmt. Wie Descartes in seinem *Discours de la méthode* und Rousseau zu Beginn vom »Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars« (*Emile*, 4. Buch. 547), hält auch Kant die Verfassung der Ungewißheit und des Zweifels am »Lehrbegriff« für die Vorbedingung der philosophischen Wissenschaft. Daß nicht alle Wissenschaft in ihrem ersten Teil zetetisch ist, sondern dies nach Kant der Philosophie eigentümlich ist, geht hervor aus der Ausformulierung des hier notierten Gedanken in bezug auf die Methode des Philosophie-Unterrichts in seiner Vorlesungsankündigung für das Wintersemester von 1765/66: »Die eigenthümliche Methode des Unterrichts in der Weltweisheit ist zetetisch, wie sie einige Alte nannten, d. i. forschend, und wird nur bei schon geübter Vernunft in verschiedenen Stücken dogmatisch, d. i. entschieden.« Denn da ein »Buch der Weltweisheit«, aus dem die Philosophie sich reproduktiv erlernen ließe, nicht zur Verfügung steht, »soll der philosophische Verfasser, den man etwa bei der Unterweisung zum Grunde legt, nicht wie das Urbild des Urtheils, sondern nur als eine Veranlassung selbst über ihn, ja sogar wider ihn zu urtheilen angesehen werden, und die Methode selbst nachzudenken und zu schließen ist es, deren Fertigkeit der Lehrling eigentlich sucht. . .« (AA II 307)

2,17 Eine Ursache weswegen. . .] Kant scheint hier widersprüchlich zu sein: einmal behauptet er mögliche positive Wirkungen der Todesgewißheit, andererseits hält er die »Prospicientz« des Todes für unnatürlich. (Vgl. 96,9 und AA VII 167)

Montaigne hat sich, als er das Diktum Ciceros, philosophieren heißt sterben lernen, wiederaufnahm, ähnlich widersprüchlich geäußert: »Die Vorbereitung zum Tode ist die Vorbereitung zur Freyheit. Wer sterben gelernet hat, hat ein Sklave zu seyn verlernet. Derjenige, welcher recht eingesehen hat, daß der Verlust des Lebens kein Unglück ist, weiß in seinem Leben von keinem Unglücke... Der Tod mag mich immer über dem Kohlpflanzen finden.« (*Essais*, Bd. 1, 1. Buch, 19. Hauptstück, 115f.)

In Rousseaus *Nouvelle Héloïse* beschreibt der Atheist Wolmar, wie seine gläubige Frau Julie ihre Sterbe-Szene detailliert plant und dennoch darauf beharrt, nicht an den Tod zu denken: »Ich aber habe auf solche Art zu leben gesucht, daß ich nicht an den Tod zu denken brauchte, und nun, da er sich nähert, sehe ich ihm ohne Schrecken entgegen.« (6. Teil, 11. Brief, 752f.)

3,1 Die Lustigkeit ist...] Zum Terminus »die Seele in Ruhe« vgl. die Anm. zu 3,27.

3,3 Der Witz gehört...] Das Wort »Witz« benutzt Kant dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend im Sinne von »Geist« und nicht, wie Schlapp meint, als direkte Übersetzung von »wit« (vgl. *Kants Lehre vom Genie*, 35). Die Zeitschrift *Der Zuschauer* (Nr. 225) übersetzte so eine Bemerkung von J. Swift, die in dem von Addison und Steele herausgegebenen *Spectator* stand: »Über eine Spur von Witz in einer Frau freuen wir uns ebenso wie über ein paar Worte, die ein Papagey richtig herausbringt.« (Vgl. 64,40; 103,13; vgl. Rousseau, *Emile*, 5. Buch, 818)

Aller Wahrscheinlichkeit nach verstand Kant ohnehin nur ein paar Brocken Englisch. Der Frage, ob Kant Englisch konnte, die vor allem vor dem Hintergrund von Kants Hume-Rezeption in der älteren Kant-Philologie kontrovers diskutiert wurde, ist W. Stark genauer nachgegangen. Während Erdmann die Frage entschieden verneinte (vgl. *Kant und Hume um 1762*, 63f.) und Vaihinger ebenso entschieden bejahte (vgl. Die neue Kantausgabe, 114), scheint es angebracht, die Frage differenzierter zu stellen: War Kant fähig, englischsprachige Texte mit Verständnis zu lesen, oder besaß er nur eine Kenntnis einzelner Worte? Für alle Zitate aus oder Anspielungen auf Werke englischer Autoren in Kants Druckschriften und Nachlaß, die von der Ja-Fraktion als Bestätigung für Kants Lektüre in der Originalsprache aufgefaßt werden, lassen sich die deutschen Übersetzungen oder ausführliche Rezensionen nachweisen, aus denen Kant zitiert. Bezüglich der Aussagen seiner Zeitgenossen zu etwaigen Englischkenntnissen Kants verweist Stark auf einen Brief Hamanns, der zur Zeit der von Erdmann ausgelösten Kontroverse nicht bekannt war: Am 25. 10. 1780 schreibt Hamann an Herder, daß »Kant, Lauson, Kreutzfeld, Hippel« seine Übersetzung der Humeschen *Dialoge* »durchgesehen und ihr vü bon gegeben, wiewohl nur einer im stande gewesen, sie mit dem Englischen zu vergleichen.« (Hamann-Briefwechsel, Bd. 4,229) Der Eine ist – Kreutzfeld, Hamanns Schüler im Englischen. Die Fähigkeit, englische Texte zu lesen, hatte Kant also aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, wohl aber kannte er einzelne Worte (ant = Tante; Non sense, bull), deren Orthographie ihm allerdings schon Schwierigkeiten bereitete (vgl. AA VII, 262,26: Ant statt: aunt). (Die gesamte Anmerkung verdanke ich einem schriftlichen Hinweis von W. Stark, Marburg.) Zu Kants mangelnden Französisch-Kenntnissen vgl. die Anm. zu 140,26.

3,7 Eine von den...] Vgl. 40,30; 60,9; 97,28; 100,27; 104,36; 111,8; 113,18 und 132,1; sowie die Anm. von Lehmann in AA XX 491; AA XV 584. – Während das Thema der weiblichen Sexualität in den *Beobachtungen* und in der *Anthropologie* nicht erörtert wird, bzw. nur als Tugend der Keuschheit Erwähnung findet, wird Kant hier ausführlicher: Da die sexuelle Potenz der Frau unbeschränkt sei und ihr ein Mann, ihrer natürlichen Neigung nach, nicht genügen könne, muß sie »durch Liebe und Ehre davon abgehalten werden, treulos zu seyn« (60,9). Denn gefährlich ist ihre Treulosigkeit vor allem deshalb, weil der Ehemann jederzeit auch als Vater erkennbar sein soll (vgl. 113,18). Wie Kant sehr

richtig bemerkt, besteht ein wesentlicher Zusammenhang zwischen dem gesellschaftlichen Tabu über »wollüstigen Ausschweifungen« von Ehefrauen und dem bürgerlichen Eigentums- und Erbrecht. Im Rahmen einer Gesellschaft, die dem Mann seine Ehefrau als Eigentum zuordnet, will er sie unberührt und verlangt absolute Treue, um sie von dem Verbrechen abzuhalten, einem fremden Abkömmling das Erbrecht zukommen zu lassen. Alle Gesetzbücher, die bis heute die verschiedene Beurteilung des Ehebruchs bei Mann und Frau verfechten, führen die besondere Schwere des von der Frau begangenen Seitensprungs an, durch den die Möglichkeit besteht, daß ein Bastard in die Familie eindringt. Denselben Grund führt Rousseau für das weibliche Treuegebot an (vgl. *Emile*, 5. Buch, 726). Er war aber konsequent und aufrichtig genug, die Heuchelei zu brandmarken, die stets den Ehebruch des Mannes bagatellisiert. Ein verbreitetes, scheinbar rationales Argument in dieser Hinsicht gibt Kant wieder, wenn er behauptet, daß die nach vorehelicher Ausschweifung erschöpfte Potenz den Mann daran hindern werde, seine Ehefrau, selbst wenn er es wollte, zu betrügen; während umgekehrt einer zunehmenden Lüsterheit der Frauen keine physischen Grenzen gesetzt seien: ihr Vermögen ist unbeschränkt. (Es ist völlig unverständlich, warum Lehmann (AA XX 7,4) statt des Wortes »Vermögen« das »Verlangen« liest.)

3,19 Aller Zweck der... Vgl. 16,14 u. ö. – Der spätere Zusatz auf derselben Seite (Zeile 26): »Der Geschmack, der moralisch ist, macht, daß man die Wissenschaft, die nichts bessert, gering hält«, bezieht sich auf diese Reflexion über den Zweck der Wissenschaft.

Für Kants durch seine Rousseau-Lektüre angeleitete sokratische Wende zum irdischen Nutzen der Philosophie gibt es in den *Bemerkungen* viele Belege: vgl. etwa das »Glaukensbekenntnis« im 4. Buch des *Emile* (552, 567, 581) zu Rousseaus Beschränkung der Philosophie auf diejenigen Probleme, die für die Praxis von Bedeutung sind. Er unterscheidet zwischen »evidenten« Erkenntnissen und den von ihnen abgeleiteten »wahren« Erkenntnissen (552).

3,23 Eine zärtliche Weiberliebe... Die Entwicklung der sittlichen Eigenschaften des *Emile* beispielsweise ist undenkbar ohne die vom Erzieher sorgsam dirigierte »zärtliche Weiberliebe« (vgl. 4. Buch, 438–468, 657, 660, 730 ff.; 5. Buch, besonders 775, 788, 860). Vgl. zum selben Motiv Richardsons Roman *Pamela* von 1740 und die Anm. zu 4,5.

3,27 Die gefühlvolle Seele... Der Topos von der »Seele in Ruhe« ist seit der Antike bekannt. Auf Epikurs »tugendhafte Seele in Ruhe« weist Kant selbst hin (128,35). Winckelmann, Mendelssohn und Lessing verwandten diese Redefigur im Rückgriff auf Longin (vgl. Mendelssohn, *Ästhetische Schriften*, ed. Best. 19).

Das hohe Lob einer »gefühlvollen Seele in Ruhe« singt Julie in ihrem Schwanengesang: »Ein gefühlvolles Herz scheut die Ruhe, die es nicht kennt; es empfinde sie nur einmal, so wird es sie nicht mehr zu verlieren wünschen.« (*Nowvelle Héloïse*, 6. Teil, 8. Brief, 725) Und im *Emile* sagt Rousseau: »Denn allein, wenn alle seine Kräfte tätig sind und seine Seele dennoch in Frieden ist, ist der Mensch wohlgeordnet.« (2. Buch, 188) – Vgl. die Parallelstellen: 3,1; 6,1; 35,3; 92,22; 119,3; 123,1; 128,35; 137,11.

3,31 Verkehrter Geschmack durch... Kants Verhältnis zum Roman wird in den Anm. zu 4,28 und 39,24 behandelt.

3,35 Das Frauenzimmer hat... Vgl. Rousseau, *Emile*, 5. Buch, 771 ff.

4,1 Bärtige Weiber unbärtige... Ergreifend schlicht beschreibt Kants ironische Umkehrung, daß die Natur die Weiber ohne Bart, aber mit Häuslichkeit und die Männer mit Bart und Mut wolle. Gehorsam notiert Herder in sein Kollegheft: »Man vermische nicht beide Geschlechter: – das Weibische ist am Weibe nicht Tadel; wohl aber das Männliche; und in unseren Ländern ist wegen der wenigen Unterweisung das Frauenzimmer näher an der Natur als z. E. in Frankreich, die Amazonen.« (*Praktische Philosophie Herder*, AA XXVII 50)

Die Vermännlichung der Frau, das »Amazonenhafte« und die entsprechende Verweiblichung des Mannes – die »confusion des sexes« – wurde im 18. Jahrhundert von vielen beklagt. Kants Lieblingsbeispiel ist die allzu gelehrte Madame de Chastelet, die sich doch tunlichst gleich einen Bart ankleben sollte. Die Dissoziation zu ihrer Erwähnung in den *Beobachtungen* (AA II 225 f.) weist auch hier auf die Unabhängigkeit der *Bemerkungen* hin. Lessing veröffentlicht 1759 einen Artikel über »Die neuen Amazonen« (Werke, Bd. V, 174 ff.). Besonders scharf wandte sich Rousseau gegen die Tendenzen zur Aufhebung der fixierten Rollen (vgl. *Nouvelle Héloïse*, 2. Teil, 21. Brief). Die Pariserinnen hätten ihr Geschlecht entstellt, das Gute an ihnen sei mehr männlicher Art. Aufklärer wie Montesquieu und Fénelon hatten als Hauptgrund der Verderbtheit der Frauen die falsche oder mangelnde Erziehung angesehen und daher die gleiche Erziehung für beide Geschlechter gefordert. Nach Rousseaus und Kants Auffassung würde gleiche Erziehung bei natürlicher Ungleichheit zur Einmischung der Frauen in männliche Angelegenheiten führen und das bestehende Übel noch verschlimmern.

»Ist es einmal bewiesen, daß Mann und Frau nicht gleichartig sind noch sein dürfen, weder von Charakter noch von Anlagen, so folgt daraus, daß sie nicht die gleiche Erziehung genießen dürfen.« (Rousseau, *Emile*, 5. Buch, 730) Die Ehre des Mannes unterscheide sich daher von der einer Frau: »Allein schon durch das Gesetz der Natur sind die Frauen ebenso wie die Kinder dem Urteil der Männer ausgesetzt – es genügt nicht, daß sie achtsenswert sind, sie müssen geachtet werden; es genügt nicht, daß sie sittsam sind, sie müssen als sittsam anerkannt werden; ihre Ehre liegt nicht nur in ihrem Verhalten, sondern in ihrem Ruf, und es ist unmöglich, daß eine Frau, die es zuläßt, als ehrlos zu gelten, jemals ehrbar ist. Der rechtschaffene Mann hängt nur von sich selber ab und kann der öffentlichen Meinung trotzen... die Meinung der Gesellschaft ist für die Männer das Grab der Tugend, für die Frauen aber ihr Thron.« (733).

4,5 Richardson giebt bisweilen...] Die sensationelle Wirkung des Romanciers Samuel Richardson (1689–1761) im 18. Jahrhundert ist heute kaum mehr vorstellbar. Sie war stärker noch als die ohnehin außergewöhnliche Wirkung Rousseaus. Verständlich wird sie nur durch eine Ursachenbündelung: dem Bedürfnis nach einer Botschaft der Tugend, der Bereitschaft der sich auf ihre Privatheit zurückziehenden Bürger, ihrem Seelenleben zergliedernd nachzugehen, die von Richardson formulierte Opposition bürgerlich-puritanisch-empfindsamer Lebensauffassung gegen die frivole und genußsüchtige Lebenshaltung der adeligen Oberschicht. Wenn seine Zeit nach Moralpredigten verlangte, so war der puritanische Buchdrucker, der meinte, er müsse seine *Clarissa* tragisch enden lassen, damit nicht die Libertins triumphierten, der geeignete Moralprediger. Anfang 1740 erschien der erste Teil seines Romans *Pamela, or Virtue Rewarded*, der die Geschichte eines einfachen Mädchens erzählt, das in einem vornehmen Londoner Haus als Zofe dient. Der Sohn ihrer Herrin, Squire B., verliebt sich in Pamela und versucht sie sich nach dem Tode seiner Mutter durch Geschenke, Schmeicheleien, Drohungen und eine höchst ungalante Entführung gefügig zu machen. Von ihrer Standhaftigkeit und Tugend bekehrt, heiratet er sie schließlich. Die langwierige und zähe Geschichte wird – ein Novum in der Romanliteratur – von dem Opfer Pamela in Briefen und Tagebüchern aufgezeichnet. Jede eigene und fremde Seelenregung wird festgehalten. Gebannt wie sie selbst, kann der Leser ihrer Verführung zusehen, »wodurch sich der Charakter des Menschen, der wilden Ausschweifungen ergeben ist, in seinem gehörigen verächtlichen Lichte zeigt. Indessen wird dieser Ruchlose, durch den Grund der guten Lehren, die ihm eine vortreffliche Mutter in seinen ersten Jahren beygebracht hatte, durch seine Neigung gegen ein tugendhaftes junges Frauenzimmer, durch ihr lebenswürdiges Beyspiel, und ihre unablässige Geduld, nachdem sie seine Gemahlinn ward, mit der Länge der Zeit völlig bekehret.« (So Richardson in der Vorrede zur *Geschichte des Herrn Carl Grandison*, die Christian Fürtchegott Gellert 1754 übersetzt hat.)

Der seelensezierende Roman bereitet dem Leser das voyeuristische Vergnügen, sich an die Stelle des jeweils Schreibenden versetzen zu können. Die genaue Beobachtung der Alltagswelt in dieser unwahrscheinlichen Geschichte des Siegs der Tugend über alle Standes-, Vermögens- und Geschlechterunterschiede erlaubte dem Leser die Imagination einer möglichen anderen Wirklichkeit. All jene Neuheiten jedenfalls begeisterten das Publikum und binnen eines Jahres wurde Richardson zu einer europäischen Berühmtheit. (Vgl. Korshin, *The Widening Circle*; Price, *Die Aufnahme Literatur in Deutschland*; Oppel, *Der Einfluß der englischen Literatur auf die deutsche*.)

1748 erschien Richardsons siebenbändige *Clarissa, or the History of a Young Lady*. Clarissa wird von dem verführerischen Wüstling Lovelace entführt, in ein Londoner Bordell gebracht, vergewaltigt und »zu einem frühzeitigen Tode geführt. Eltern werden dadurch gewarnt, die Neigung ihrer Kinder, in der wichtigsten Sache ihres Lebens nicht zu zwingen und Kinder werden erinnert, von einem Manne, der keine guten Grundsätze hat, auch nach den schönsten Versprechungen nicht zuviel zu hoffen. Gleichwohl überwindet die Heldin ihre Prüfungen... Ihr grausamer Zerstörer erscheinet beschämt... Selbstliebe und eitler Stolz erheben ihn immer wieder... bis er umkömmt, und mit Schuld, Gewissensbissen und Schrecken beladen ins Grab sinket. Seine Briefe werden hoffentlich dem aufgeweckten Teile der Mannspersohnen allerley nützliche Unterweisungen, wider den Mißbrauch des Witzes und der Jugend, des Ranges und des Vermögens und eines jeden äusserlichen Vorzuges geben.« (Vorrede zum *Grandison*, ed. 1754, Bd. 1)

In seinem dritten großen Briefroman von 1754, *The History of Sir Charles Grandison*, entwirft Richardson das ebenso vollkommene, aber weniger tragische männliche Gegenstück zur Clarissa, »das Beyspiel eines Mannes, der durch eine Mannichfaltigkeit prüfender Umstände stets übereinstimmend und wohl gehandelt, weil alle seine Handlungen durch einen einzigen unveränderlichen Grundsatz regiert werden, eines Mannes, der Religion und Tugend hat, Lebhaftigkeit und Feuer besitzt, der, vollkommen und angenehm für sich glücklich ist, und andere glücklich macht. Aus dem angeführten erhellet, daß die Ausgabe gegenwärtiger Sammlung, so wenig als die beyden vorigen, blosser Ergötzung zu ihrer letzten, ja nicht einmal zu ihrer vornehmsten Absicht hat. Ein viel edlerer Zweck ist ihr Gegenstand.« (Ibid.)

Das ausführliche Zitat belegt die Nähe zu wiederkehrenden Motiven in Kants *Bemerkungen*, etwa zum Frauenbild, zum richtigen Lebensstil, zum Tugendpathos etc. Nicht jeder schloß sich dem überschweblichen Urteil Gellerts an – »Unsterblich ist Homer, unsterblich bei Christen / der Brite Richardson« –, doch die von ihm entworfenen Figuren bekamen Leitbildfunktion für eine ganze Generation.

Mendelssohn, sicher keiner der allzu Empfindsamen, sei als unverdächtig Zeuge angeführt. 1757 schreibt er über Richardson: »Er hat sich eine idealische Schönheit zum Muster vorgesetzt, und in der Natur die Züge aufgesucht, die zusammengekommen einen so vollkommenen Charakter bilden. Er hat die Natur verschönert.« (*Ästhetische Schriften*, 182) Diderot schreibt ein *Eloge de Richardson*, und Rousseau verwandte eine Masse formaler und materialer Elemente der Romantechnik Richardsons bei der Ausarbeitung der *Nouvelle Héloïse*. Man habe, so urteilt er im *Brief an d'Alembert*, »bisher, in welcher Sprache auch immer, keinen Roman geschrieben, der Clarissa auch nur annähernd gleichkäme«. (*Schriften* I, 417) Das zu ändern, tut Rousseau sein Bestes und entfacht damit in Deutschland einen Streit um die Rangliste: Während Mendelssohns Rezension der *Nouvelle Héloïse* (10. Teil der *Literaturbriefe*, 255–297) Rousseaus Seelenanalysen im Vergleich zu Richardson »unwahr und gekünstelt« findet, meint Hamann, daß »Rousseau in der Moral weiter gekommen als Richardson, ... daß er die Regeln zu dichten tiefer einsieht, glücklicher und geschickter anzuwenden weiß. Ob aber die Heloise oder die Clarissa mehr Leser und Liebhaber finden wird«, das bleibe abzuwarten (zit. nach Unger, *Hamann und die Aufklärung*, 346).

Richardsons Moralpredigten waren in England schon recht bald auf Kritik gestoßen. Fielding empfand die Mischung aus tugendhafter Unschuld, kalkulierender Selbstbeobachtung und berechnender Vorsicht in der *Pamela* als verlogen und stellte sie 1741 in einer anonymen Parodie *Shamela* als Heuchlerin vor. Und während ganz England gebannt den hinhaltenden Widerstand der keuschen Pamela verfolgt, gibt Fielding ihr in seinem Roman *Joseph Andrews* einen nicht weniger keuschen Bruder zur Seite, der den entsprechenden Anfechtungen von seiten seiner Herrin, Lady Booby, standhaft widersteht. Bewußt wird hier die Welt des Alltags zum Gegenstand gemacht, die Welt der Postkutschen und Dorfschulen, der Landjunker und Strauchdiebe, der reisenden Buchhändler, Winkeladvokaten und Wucherer. Hatte Richardson die Romanform entdeckt für die Beobachtung der sich selbst beobachtenden Individuen, so beginnt mit Fielding der Roman genutzt zu werden für die Beobachtung der im Alltag aufeinanderstoßenden Bürger – einer überaus lächerlichen Welt. Seine Schilderungen machen lachen, nicht durch burleske Situationen wie im pikarischen Roman, sondern durch die Enthüllung von Affektation, Eitelkeit und Heuchelei: »wenn man entdeckt, daß jemand geradezu das Gegenteil dessen ist, was er zu sein vorgibt«. (Vorrede zum *Joseph Andrews*, 12)

An die Echtheit der Empfindungen in Richardsons Romanen glaubt auch Kant nicht (vgl. AA XV 348 u. AA VII 121). In der *Anthropologie* würdigt er beide Autoren so: »Doch kann man auch komisch contrastiren und einen augenscheinlichen Widerspruch im Ton der Wahrheit, oder etwas offenbar Verächtliches in der Sprache der Lobpreisung vortragen, um die Ungereimtheit noch fühlbarer zu machen, wie Fielding in seinem Jonathan Wild dem Großen, . . . und z. B. einen herzbeklemmenden Roman, wie Clarissa, lustig und mit Nutzen parodiren und so die Sinne stärken, dadurch daß man sie vom Widerstreite befreit, den falsche und schädliche Begriffe ihnen beigemischt haben.« (AA VII 163) Immerhin, Kant gesteht sein Herzklopfen, das er bei der Lektüre eines Romans fühlte!

In allen seinen Romanen läßt Richardson seine 15–19jährigen Heldinnen, weltunerfahren und altklug zugleich, Urteile fällen, die sie sich unmöglich selbst angeeignet haben können. Das Lehrbuchhafte und Sentenziöse findet adäquaten Ausdruck in populären Sentenzensammlungen, wie z. B. der von C. F. Weiße 1757 herausgegebenen *Sammlung der gemeinnützigen Lehren, Warnungen und moralischen Anmerkungen aus den Werken des Herrn Samuel Richardson*.

4,8 Männer werden süß . . .] Schmeichelei als eine Beleidigung für die Frauen ansehen zu müssen, meinen Richardsons Heldinnen: »übertriebene Schmeichelayen erniedrigen mich allezeit« (*Grandison*, Bd. 1, 28). »Daß die Schmeichelay das Laster der Mannspersonen ist; daß sie uns zu erheben suchen, damit sie uns erniedrigen mögen, und sich also auf dem Ruine des Stolzes, den sie zu finden, oder einzuflößen hoffen, zu erhöhen glauben.« (38) – Vgl. ebenso Rousseau, *Brief an d'Alembert*. Schriften I, 440.

4,17 Omphale nöthigte den . . .] Ein Fall der »confusion des sexes«: nach seinen 12 erfolgreich bestandenen Proben kehrte Herkules nach Theben zurück und erlitt einen Nervenzusammenbruch. Als er in einem seiner Wahnsinnsanfälle das delphische Orakel plünderte und somit Apoll beleidigte, verkündete ihm die Pythia, daß er sich drei Jahre lang als Sklave verdingen müsse, um von seinem Wahnsinn geheilt zu werden. Der göttlichen Aufforderung entsprechend, trat Herkules in den Dienst von Omphale, der Königin von Lydien. Sein Sklavendienst bestand in einem Rollentausch: Während Omphale sich seiner Keule und seiner Löwenhaut bediente, trug er Frauenkleider und drehte den Spinnrocken. – Vgl. die Anm. zu 56,21.

4,21 Woher der Stoiker . . .] Die Quelle Kants dürfte der *Spectator* sein. Die deutsche Übersetzung von 1742 lautet: »So wie die stoischen Weltweisen alle Leidenschaften überhaupt untersagen, so verstatten sie auch einem weisen Mann nicht einmal mit eines anderen Betrübniß Mitleiden zu haben. Wann du deinen Freund bekümmert siehst,

schreibt Epiktetus, so kannst du wohl auch einen traurigen Blick annehmen, und ihn beklagen: aber hüte dich ja, daß dein Schmerz nicht ernstlich sey. Diejenigen von dieser Secte, die noch strenger sind, wollten auch nicht einmal den äußerlichen Schein einer solchen Betrübniß zugeben, sondern, wenn man ihnen ein Leid erzählte, welches zuweilen wohl gar einem ihrer nächsten Anverwandten widerfahren war, so sprachen sie, was geht es mich an? Gieng man noch weiter und beschrieb alle Umstände bey diesem Unglücke, und zeigte, wie ein Uebel aus dem anderen gekommen wäre, so sprachen sie abermal: Das kann alles war seyn, aber was geht es mich an?« (*Der Zuschauer*, 6. Theil, 397. Stück, 9)

Kant sieht durch diese stoische Überlieferung seine und Rousseaus Ansicht bestätigt, daß Mitleid ohne die Fähigkeit, Abhilfe zu schaffen, müßig, sinnlos und nur ein weiteres überflüssiges Produkt falsch verstandener Zivilisierung ist. Die allgemeine Menschenliebe, Sympathie und Mitleid müssen im Zaum gehalten werden – das merkt sich auch Herder: »Werden die theilnehmenden Neigungen blind, ohne Nutzen, so muß der Stoiker sagen: wenn du andern nicht helfen kannst: so sprich, was gehts dich an?« (*Praktische Philosophie Herder*, AA XXVII 54)

Den *Spectator* kannte auch Rousseau und benutzt die stoische Formel im *Emile*: »Außer den wenigen unmittelbaren und sehr spürbaren Beziehungen, die die Dinge zu uns haben, haben wir von Natur aus nur eine tiefe Gleichgültigkeit für alles übrige. Ein Wilder würde keinen Fuß rühren, um das Funktionieren der schönsten Maschine und alle Wunder der Elektrizität zu betrachten. Was geht das mich an? ist das dem Ignoranten vertrauteste und dem Weisen angemessenste Wort.« (3. Buch, 430)

4,22 Kein Mensch ist. . .] Metapher und Begriff vom »schweren Joch der Meinung« konnte Kant bei Rousseau finden: »Er soll es wissen, erfahren und spüren, rechtzeitig spüren, das harte Joch auf seinem stolzen Haupt, das die Natur dem Menschen auferlegt, das schwere Joch der Notwendigkeit, unter das sich jedes endliche Wesen beugen muß. Er soll diese Notwendigkeit in den Dingen sehen, niemals in der Laune der Menschen.« (*Emile*, 2. Buch, 208) Denn: »Abhängigkeit von den Menschen dagegen erzeugt alle Laster, durch die der Herr und der Sklave sich gegenseitig verderben.« (197) – Vgl. parallel 46,15; und 72,3.

4,24 Das Chimärische der . . .] Vgl. die Anm. von Lehmann in AA XX 491 f.: »Anspielung auf das bekannte Zitat aus Diog. Laert. V 1,21; vgl. AA VI 470: Freundschaft in ihrer Reinigkeit oder Vollständigkeit . . . gedacht, ist das Steckenpferd der Romanschreiber; wogegen Aristoteles sagt: meine lieben Freunde, es giebt keinen Freund!« – Vgl. AA XI 319; AA XV 433 und 687; Starke, *Kants Menschenkunde*, 91 und hier: 143,31.

Brandt hat darauf hingewiesen, daß das angebliche Aristoteles-Zitat auf einer Textverdrehung beruht und es vielmehr heißen muß: »Wem (viele) Freunde sind, der hat keinen Freund. Eine für Platon und Aristoteles typischer Abwehr der Vielheit gegen das Eine, keine philiströse Anrede an »Freunde« mit dem Hinweis, daß es keinen Freund gibt!« (*Die Interpretation philosophischer Werke*, 200)

4,26 Cervantes hätte besser . . .] Gemeint ist natürlich dessen *Don Quichote*, der zwischen 1605 und 1615 entstanden ist und 1753 in zweiter Auflage unter dem Titel *Des berühmten Ritters Don Quixote von Mancha lustige und sinnreiche Geschichte* auf Deutsch erschien.

Wenn Kant kritisiert, daß der *Don Quichote* phantastische Leidenschaften nur lächerlich mache, ohne sie in nützliche Bahnen zu lenken, forderte er dem Buch etwas ab, was es nicht sein will und noch gar nicht sein kann: – ein Propagandawerk für bürgerliche Moralvorstellungen.

4,28 Die Romane machen. . .] Es ist nicht klar, ob Kant hier bestimmte Romane meint, etwa die galanten Schäferromane oder die empfindsamen Briefromane Richardsons, oder nur das gängige Verdikt über den unseriösen Roman schlechthin wiederholt. In

der zeitgenössischen Hierarchie der literarischen Formen stand das Drama obenan, der Roman tauchte in der Gattungspoetik kaum auf. Zwar ist nach 1740 ein rapider Aufschwung der Zahl der Romanproduktionen zu verzeichnen und der Roman wird entdeckt in seinen Propagandamöglichkeiten für die Botschaft der Tugend; dennoch findet das Urteil von Johannes Heinrich Heidegger (1633–1698) über die lügenhaften Liebesgeschichten, um die es im Roman einzig gehe, noch breite Zustimmung. (Vgl. Vosskamp, *Romantheorie in Deutschland*, 121–131) Tatsächlich hat Heidegger recht: Die Liebesgeschichten werden zum eigentlichen Gegenstand der Romanhandlungen, nur ändert sich allmählich die Bewertung dieses Fakts. Vgl. dazu die Anm. zu 39,24.

4,30 Rousseaus Buch dient ...] Kant meint offenbar den *Emile*. – Die Frage, wann er den *Emile* gelesen hat, schien durch die gern wiedergegebene Anekdote, die Borowski in seiner Kant-Biographie erzählt, hinreichend beantwortet zu sein: »Des J. J. Rousseau Werke kannte er alle und dessen *Emile* hielt ihn bei seiner ersten Erscheinung einige Tage von den gewöhnlichen Spaziergängen zurück.« (*Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants*, zit. nach ed. 1912, 79)

Der *Emile* erschien Ende Mai 1762 in Paris, noch im August war J. G. Hamann das Buch nicht bekannt. (Vgl. Hamann, *Briefwechsel*, Bd. 2, 168) Borowski, dessen Aussage es nahelegt, das Datum für Kants Lektüre des *Emile*, unter Berücksichtigung einer Transportdauer von Paris nach Königsberg, in die zweite Hälfte des Jahres 1762 zu verlegen, war selbst kein unmittelbarer Zeuge des vor lauter Rousseau-Begeisterung Außer-Takt-Geratsens Kants, der angeblichen »Normaluhr« von Königsberg. Denn Borowski verließ Königsberg im Juli 1762. (Vgl. Wendland, *Ludwig Ernst von Borowski*, 12) Vermutlich referiert Borowski nur eine ihm zugetragene Anekdote; eine glaubwürdige Information zu dem Datierungsproblem bietet er nicht. Doch noch Gulyga übernimmt in seiner Kant-Biographie von 1977 den Klatsch Borowskis als Fakt. (Vgl. Gulyga, *Kant*, 58)

Daß Kant den *Emile* erst nach der Jahreswende 1763/64 – dem Erscheinungsdatum der *Beobachtungen* – gelesen hat, erscheint ebenfalls unwahrscheinlich: Wir wissen, daß ein Exemplar des in Amsterdam im April 1762 erschienenen *Contrat Social* im Juli 1762 in Königsberg ankam; der Buchhändler Kanter hatte es als Souvenir seinen lesehungrigen Freunden mitgebracht (vgl. Hamann, *Briefwechsel*, Bd. 2, 163). Und wir wissen, daß die *Nouvelle Héloïse*, im Januar 1761 veröffentlicht, von Hamann und Scheffner im Januar 1762 gelesen worden ist (vgl. 104 f. und 122; vgl. Scheffner, *Briefwechsel*, Bd. 4, 480) und zwei Jahre später von Hamann und Mendelssohn rezensiert wurde (vgl. Unger, *Hamann und die Aufklärung*, 346). Der rege Königsberger Briefverkehr belegt, daß Kant seit Anfang der 1760er Jahre ein ebenso starkes Interesse an den Schriften des Genfers genommen hat, wie Hamann und Scheffner (vgl. Hamann, *Briefwechsel*, Bd. 2, 9, 104, 122, 139 f., 154 f., 156, 336 und Scheffner, *Briefwechsel*, Bd. 1, 255 f., 258, 260 f., 263, 265, 271, 274). – (Die Hinweise verdanke ich W. Stark.)

Diese Nachrichten sprechen dafür, daß Kant noch vor Abfassung der *Beobachtungen* alle drei Schriften Rousseaus gelesen hat. Was in den handschriftlichen Bemerkungen im Handexemplar dieser Schrift von Kant protokolliert wird, ist nicht die erste Lektüre eines Werks, sondern die kritische Auseinandersetzung mit allen Schriften Rousseaus, einschließlich der beiden *Discours* mit ihren Anhängen. Den Beweis erbringt die Sammlung der Anmerkungen und Belegstellen im vorliegenden Band.

Zwischen 1761 und 1765 hat Kant wieder und wieder Rousseaus Schriften gelesen, denn nach dem »ersten Eindruck« vom Genie des Autors (35,4) »muß <Kant> den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit der Ausdrücke gar nicht mehr stört«. (24, 26) Kants *Bemerkungen* berichten vom zweiten Eindruck und vom allmählichen Abklingen der Betäubungserscheinungen.

Wenn Kant hier notiert, daß Rousseaus Buch die »Alten« zu bessern dient, verbindet er damit einen ganz konkreten Bezug, der aus dem Vergleich mit der Vorlesungsankündi-

gung für 1765–1766 erhellt: »Diese Methode der sittlichen Untersuchung ist eine schöne Entdeckung unserer Zeiten und ist, wenn man sie in ihrem völligen Plane erwägt, den Alten gänzlich unbekannt gewesen.« (AA II 312)

Es sind die »alten« Morallehren aus der Zeit vor der Entdeckung Rousseaus, der Methode, die »Natur des Menschen, die immer bleibt, und deren eigenthümliche Stelle in der Schöpfung« zu bestimmen. (311) Diese Ethiken basierten zwar auf dem unmittelbaren Gefühl des Guten (sentiment), doch aus Mangel an Methode und Präzision tendierten sie dazu, das wirkliche Wesen der menschlichen Natur mit seinen zufälligen Erscheinungsformen zu verwechseln. Die Erwähnung von Shaftesbury, Hutcheson und Hume (311) stellt dann vollends klar, daß Kant von den Moral-Sense-Philosophen spricht.

4,34 Moralischer Luxus . . .] Mitleid als moralischer Luxus und Chimäre erscheint bei Kant und Rousseau immer wieder auf der schwarzen Liste, die all die üblen Folgen übertriebener Verfeinerung im Gesellschaftszustand verzeichnet. (Vgl. u. a. 108,1)

Im 2. *Discours* hatte Rousseau das Mitleid als einen natürlichen Widerwillen dagegen erklärt, andere Menschen leiden und sterben zu sehen. In dieser Phase fehlt noch das Moment der Einbildungskraft, wodurch sich der Mitfühlende in das andere Wesen versetzt und aus dieser Identifikation heraus handelt. Der Stilisierung des ursprünglich einfachen Gefühls zur allgemeinen Menschenliebe und sentimental, wortreichen und tatenarmen Teilnahmebekundung entspricht die in der Gesellschaft vorherrschende Praxis der Mitleidlosigkeit. Im *Emile* spricht Rousseau dem Kind das Mitleid und Mitgefühl wie die »affections« überhaupt ab – Triebe, die er dem Wilden konzidiert hatte und die eine moralische Beziehung zu anderen Menschen, ein »sentiment relatif«, voraussetzen. Die ganze Entwicklung der Beziehungsgefühle vom Mitleid über die »humanité« zu Freundschaft, Moral, Religion und Gewissen bis schließlich zu Liebe, Ehe und Bürgertugend, wie sie Rousseau im 4. und 5. Buch beschreibt, dient dem Nachweis, daß nicht die Gesetze, nicht die von der Religion geforderte allgemeine Menschenliebe und nicht die rational-aufklärerische Pflichtenlehre, sondern das moralische Gefühl den Menschen zu klarsichtigem und tatkräftigem Mitleid bestimmen kann. Der moralische Instinkt entsteht gleichursprünglich mit dem »amour de soi«, während die Eigenliebe (»amour-propre«) – ein im Gesellschaftszustand entstehendes künstliches Gefühl –, die Individuen dazu bestimmt, einzig ihrem Eigennutz zu folgen.

Der menschlichen Anlage der Perfektibilität entsprechend *könnten* mit zunehmender Verstandesfähigkeit die ursprünglich einfachen Gefühle des Mitleids und der Selbstliebe (bzw. die eigennützigen und gemeinnützigen Instinkte) die Grundlage einer selbstbestimmten und frei gewählten Unterwerfung unter den allgemeinen Willen und die Übereinstimmung mit dem allgemeinen Wohl sein. Dem stehen jedoch die Metamorphosen der Eigenliebe im Wege, die sich im Vergleich mit anderen verwandelt in Neid, Eifersucht, Eitelkeit, Hochmut und Stolz. Innerhalb einer Gesellschaft, wo der freie Wille versklavt wird durch die ungerechte soziale Ordnung und die menschlichen Beziehungen entartet sind, weil die Fähigkeit, sich in den anderen hineinzuversetzen, auf narzißtisch orientierte und prämierte Vergleiche beschränkt ist – in einer solchen Gesellschaft wird Moral zum Luxus.

Zum Begriff »sentiment« vgl. 86,23; 92,16; 131,5; 140,34; und die Definition, die sich in Homes 1763 übersetzten *Elements of Criticism* findet: »Every thought suggested by a passion or emotion is termed a sentiment.« (Bd. 2, 149) Zur Interpretation vgl. Forscher, *Gesetz und Freiheit*, 128.

4,41 Die natürlichen Erhebungen . . .] Sich zum Stande eines Handwerkers zu erheben und diese Erniedrigung als Erhöhung aufzufassen – ein solches Paradox (das, indem es die Normen einer hierarchisch-ständisch organisierten Gesellschaft einfach umkehrt, verrät, wie sehr ihre Werteskala verinnerlicht wurde) hat Kant natürlich von Rousseau. Emiles Erzieher läßt ihn ein Handwerk lernen, um »ihn in den Stand des Menschen zu erheben«

(3. Buch, 412). »Unglücklicherweise können wir nicht all unsre Zeit an der Werkbank zubringen. Wir sind keine Arbeiter-Lehrlinge, wir sind Menschen-Lehrlinge; und die Lehrzeit dieses letzteren Berufs ist mühevoller und dauert länger als die andere. ... unser Ehrgeiz ist nicht so sehr darauf aus, schreibern zu lernen, als uns zum Stand des Schreiners zu erheben.« (423)

4,43 Die verhältnismäßige Schätzung ...] Die Standesunterschiede beruhen primär auf der verhältnismäßigen Schätzung der Menschen untereinander: vgl. Rousseau, 3. und 4. Buch des *Emile*; und die Parallelstellen hier: 28,25; 76,5; 76,28; 78,20; 135,1 u. ö.

5,4 Es ist leichter ...] Vgl. Rousseau, *Emile*, 116, 133, 412 und hier: 18,34.

5,8 Die Gelehrten in ...] Den Grund für die Erwähnung dieser Sitte kann man der einschlägigen Stelle in Kants physischer Geographie entnehmen: »Die Gelehrten (in China) schneiden sich die Nägel an ihrer linken Hand niemals ab zum Zeichen ihrer Profession.« (AA IX 378) (Der Hinweis stammt von W. Stark.)

5,10 Unter allen Ständen ...] Die Profession des Gelehrten, unnütz im Naturzustand, durch Eitelkeit, Arroganz und Dummheit entartet und völlig überschätzt im Gesellschaftszustand, bleibt für Kant dennoch eine ganz besondere. Im Stand der Unterdrückung wird Wissenschaft als ihr eigenes Gegengift unentbehrlich.

Zu Kants Auffassung von der Rolle der Wissenschaft vgl. 2,5; 3,19; 5,27; 11,7; 18,21; 28,24; 31,3; 31,14; 31,23; 32,10; 33,17; 33,33; 33,38; 36,1; 36,20; 83,23; 93,26; und 120,23; bei Rousseau vgl. 1. *Discours*, *Schriften* I, 55 und 2. *Discours*, *Schriften* I, 135.

5,27 Weil in dem ...] Während im »natürlichen Zustande« Vernunft und Güte den Menschen ohne Wissenschaft und Zwang regieren können, bedarf er dazu im Gesellschaftszustand, der selbst ein gewaltsamer Zustand ist (82,10), des Zwangs. Das Tugendgesetz zwingt ihn zum Guten, nur die Wissenschaft kann ihn zur Vernunft zwingen. Das Glück aber ist verloren: »Der ist glücklich, der gut ist ohne Tugend ... Der ist glücklich, der verständig ist ohne Wissenschaft.« (*Praktische Philosophische Herder*, AA XXVII 64)

Vgl. ebenso 50,3; 60,34; 118,16; 121 und AA XX 184; *Versuch über die Krankheiten des Kopfes*, AA II 269; *Träume eines Geistersehers*, AA II 372 und AA IV 404f.

Zur Interpretation vgl. Schmucker, *Die Ursprünge der Ethik Kants*, 210f. Zum inhaltlichen und sprachlichen Vorbild Rousseau vgl. den *Emile*, 5. Buch: »Im tiefsten Wald geboren, hätte er – glücklicher und freier gelebt; da er aber gegen nichts anzukämpfen gehabt hätte, um seinen Neigungen nachzugehen, wäre er gut gewesen ohne Verdienst, er wäre nicht tugendhaft gewesen; und jetzt kann er es trotz seiner Leidenschaften sein. Allein der Anschein der Ordnung läßt ihn sie erkennen und lieben. Das allgemeine Wohl, das anderen nur als Vorwand dient, ist für ihn allein ein wirklicher Beweggrund. Er lernt, sich zu beherrschen, sich zu überwinden, sein eigenes Interesse dem allgemeinen Interesse zu opfern.« (941) »... obgleich wir Gott gut nennen, nennen wir ihn nicht tugendhaft, weil es für ihn keiner Anstrengung bedarf, das Gute zu tun ... ich habe dich eher gut als tugendhaft gemacht. Wer aber nur gut ist, bleibt es nur solange, wie es ihm angenehm ist: Die Güte zerbricht und vergeht unter dem Schock der menschlichen Leidenschaften ... Was ist nun der tugendhafte Mensch? Derjenige, der sein Verlangen zu besiegen weiß; denn damit folgt er seiner Vernunft, seinem Gewissen; er tut seine Pflicht; er hält sich in der Ordnung, und nichts kann ihn davon ablenken. Bis jetzt warst du nur scheinbar frei; du besaßest die widerrechtliche Freiheit eines Sklaven, dem man nichts befohlen hat. Nun sei wahrhaft frei; lerne dein eigener Herr zu werden; ...« (887)

Rousseau hat zwar immer zwischen natürlicher Güte und erzwungener Tugend unterschieden, aber in der Bewertung geschwankt. Während im *Emile* der Selbstzwang der Tugend als positive Grundbedingung für die Erhaltung der Freiheit des einzelnen in der Gesellschaft angesehen wird, ist Rousseau die Notwendigkeit der zwanghaften Tugendethik im ganzen eher Beweis für den Fortschritt der menschlichen Gattung zum Schlech-